



Leseprobe

Bernhard Hennen, Robert Corvus

**Die Phileasson-Saga –
Elfenkrieg**
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 16,99 €



Seiten: 752

Erscheinungstermin: 09. März 2020

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Asleif Phileasson, der größte aller Entdecker, führt den Zug der Bettler einer Heimat entgegen. Dort finden die Elenden Hoffnung, doch auch Gefahren drohen – von eitlen Reichen ebenso wie vom geschuppten Volk des Dschungels und den Bestien, die in grünen Schatten jagen. Beim den Blender hat es derweil in eine fremde Welt verschlagen. Nebelverhangene Gestade locken mit Zauber und einer Schönheit, die Aventurien seit Jahrtausenden entbehrt – und mit Schätzen, die dem größten aller Plünderfahrer einen Hort versprechen, wie ihn noch kein Thorwaler jemals besessen hat.



Autor

Bernhard Hennen, Robert Corvus

Bernhard Hennen, 1966 geboren, studierte Germanistik, Geschichte und Vorderasiatische Altertumskunde. Als Journalist bereiste er den Orient und Mittelamerika, bevor er sich ganz dem Schreiben fantastischer Romane widmete. Mit seiner »Elfen«-Saga stürmte er alle Bestsellerlisten und schrieb sich an die Spitze der deutschen Fantasy-Autoren. Hennen lebt mit seiner Familie in Krefeld.

Robert Corvus, 1972 geboren, studierte Wirtschaftsinformatik und war in verschiedenen internationalen Konzernen als Strategieberater tätig,

DIE PHILEASSON-SAGA

*Nordwärts
Himmelsturm
Die Wölfin
Silberflamme
Schlangengrab
Totenmeer
Rosentempel
Elfenkrieg*

Weitere Bände sind in Vorbereitung.

**Für Axel,
der Aventurien und Bücher liebt.**

BERNHARD
HENNEN

ROBERT CORVUS

ELFENKRIEG
DIE PHILEASSON-SAGA

ACHTER ROMAN

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

in den schrecklichen Tagen zwischen den Jahren schwächer war als zu jeder anderen Zeit. Klingen sollte man wegschließen und alles vermeiden, was zu einem Unfall führen könnte. Der wahrhaft Fromme harnte in der Sicherheit seines Heims aus – vor allem nachts. Offenes Feuer war eine Einladung für eine Katastrophe, die nicht nur den Leichtsinnigen, sondern auch seine Nachbarn, ja, die gesamte Stadt schädigen mochte.

In diesem letzten Punkt hatten sich die Prediger durchgesetzt. Unten in der Arena brannten geschlossene Laternen, keine Fackeln. Aber die hätten ohnehin die etwa zweihundert Augenpaare geblendet, die in den Himmel gerichtet waren. Im Zentrum des Runds stand Ferdico Tolabur, der berühmte Astronom, auf dem Holzturm, der als Basis für sein Teleskop diente. Seine Gehilfen hatten den gesamten Tag beim Aufbau geschwitzt. Die Auflagen der Sittenwächter dazu, welches Werkzeug zu verwenden sei, hatten die Arbeit verzögert. Nun aber stand Ferdico allein bei dem Instrument, dessen Konstruktionspläne er eifersüchtig hütete. Für die erste Beobachtung dieser Nacht duldeten er niemanden neben sich.

»Wie still sie sind«, flüsterte Vascal. »Dabei werden die meisten von ihnen noch vor einer Woche in Ballsälen geläutet haben.«

Wieder kicherte Thalionmel. »Sie spüren, dass ein Moment der Heiligkeit naht. Kein Popanz, wo man sich unwürdig vor einer Gottheit auf den Bauch wirft. Ein Triumph des menschlichen Geists.« Auch sie flüsterte, ihre Begeisterung fand Ausdruck in ihrer Gestik. Wie Adlerkrallen waren die Finger gekrümmt, als sie die Hand zum sternenklaren Himmel emporreckte. Sie ballte sie, als griffe sie die Sprosse einer unsichtbaren Leiter, auf der sie in den Äther hinaufsteigen wollte.

Thalionmel war ebenso gekleidet wie Vascal: schwarze Handschuhe, ein schwarzes Hemd, eine schwarze Hose, schwarze Schuhe

ohne glitzernde Schnallen, ein schwarzer Umhang mit Pelerine und Kapuze. Obwohl das Sternenlicht und der Laternenschein aus dem Theater nicht ausreichten, um es zu erkennen, vermutete Vascal, dass die Greisin ebenso schwitzte wie er. Gut möglich, dass sie es in ihrer Begeisterung gar nicht bemerkte.

»Sie sind gekommen, mehrere Hundert«, stellte sie fest. »Der menschliche Geist windet sich aus seinen Fesseln. Ein neues Zeitalter bricht an.«

Ein Grund, aus dem Thalionmel die Götterdiener so sehr verachtete, lag darin, dass sie wegen dieser Aussage mit einem Konzil aneinandergeraten war. Es war eines der wenigen Wortgefechte gewesen, in denen sie unterlegen war – und das öffentlich. Die Geweihten hatten sie abgekanzelt, jedes Kind wisse, dass kein Karmakorthäon, keine Weltzeitenwende, anbreche, ohne dass der Lichtvogel dergleichen verkünde. Man hatte Thalionmel ausgelacht. So etwas verzieh die Alte nicht.

Sie holte ihren Zeitmesser, ein Vinsalter Ei, hervor und klappte ihn auf. Im Deckel war ein leuchtender Gwen-Petryl-Stein eingearbeitet, der das Ziffernblatt mit bläulichem Licht beschien. Vierundzwanzig Splitter aus einem Aquamarin hob die filigran gearbeitete Mechanik ein Stück heraus, wenn die entsprechende Stunde erreicht war. Um Mitternacht sanken sie alle zurück. Ein schlanker Arm mit einer Hand und ausgestrecktem Zeigefinger wanderte in jeder Stunde durch das Rund. Dabei durchquerte er neun farblich voneinander abgegrenzte, identisch große Winkelabschnitte. Die Bedeutung dieser Zahl war Vascal klar: Jeder Zirkel der *Herolde der Morgendämmerung* bestand aus einem Erleuchteten, der bis zu neun Schleier führte. Was es aber mit den dreizehn feineren Einteilungen in jedem Winkelabschnitt auf sich hatte, wusste Vascal nicht. Er traute Thalionmel zu, dass es sich lediglich um einen Seitenhieb auf die Zwölfgötterverehrer

handelte, denen die unheilige Zahl ein Schaudern über den Rücken jagen mochte.

»Es ist gleich so weit«, flüsterte die Alte. »Du musst nicht mehr lange auf deine Prüfungen warten.« Wieder kicherte sie.

Vascal sah auf die Burgruine hinaus. Nur im Süden waren die Gebäude in alter Pracht wiederhergestellt, dort residierte die Königin, wenn sie zum Turnier nach Arivor kam. Der weitaus größte Teil der Anlage dagegen bestand aus verfallenen Bauwerken, zu meist sogar nur aus Mauerresten, von denen viele gerade einmal Hüfthöhe erreichten. Die Zerstörung lag weit zurück, inzwischen war die Burgruine ein Garten, in dem Gräser, Blumen, Hecken und sogar hohe Bäume wuchsen. Der Duft der Sommerblüten trieb in der Luft. Wenn die Sternbilder des Götterkreises nicht gerade der dunklen Kluft der Namenlosen Tage den höchsten Punkt am Himmel überließen, war die nächtliche Ruine ein beliebtes Ziel für die Jugend der Stadt und für Verliebte, die zwischen Rosen Schwüre tauschten.

Thalionmel sah weiterhin auf ihren kostbaren Zeitmesser.

Noch einmal beugte sich Vascal über die Mauer und blickte hinunter in das Theaterrund. Es war ein seltsames Gefühl, hier oben zu stehen, über den Menschen, die heraufsahen und ihn doch nicht erkennen konnten, weil er ein Schatten in der Dunkelheit war. Ein Gefühl von Macht.

Von unten stieg schwaches Gemurmel herauf. Die gegen den Willen der Geweihten Versammelten löschten die letzten Laternen.

Thalionmel hob die Rechte und deutete mit ausgestrecktem Zeigefinger in den Himmel. Mit der anderen Hand klappte sie das Vinsalter Ei zu. Das Verlöschen des schwachen Scheins verstärkte die Dunkelheit merklich. »Jetzt«, flüsterte sie und folgte mit dem Blick ihrer eigenen Geste.

Auch Vascal legte den Kopf in den Nacken.

Ein Dutzend Sternschnuppen leuchtete am Himmel auf, zog helle Streifen zwischen den Sternen und erlosch. Doch zuvor erschien eine weitere Handvoll Sternschnuppen. Und bevor diese vergingen, kamen neue. Mal waren zwanzig zu sehen, mal nur drei. Zusammengezählt waren es schnell über einhundert. Der von Maestro Ferdico Tolabur berechnete Lichtregen hatte eingesetzt.

Unten im Theater stellten sich die Menschen an der Leiter an, die zum Teleskop hinaufführte. Immer nur einem zur Zeit würde der Astronom gestatten, zu ihm emporzusteigen. Dennoch würde jeder einen Blick durch das Instrument auf die Sternschnuppen erhaschen. Eine Stunde, drei der Neunteileinteilungen auf Thalionmels Uhr und vier der Untereinheiten lang würde das Phänomen andauern. So hatte Ferdicos genialer Geist es berechnet.

»Welch ein Triumph«, flüsterte Thalionmel ergriffen.

»Nun ist es an der Zeit für meinen eigenen Triumph«, verkündete Vascal kühn. Er zog die Maske aus einer Innentasche seines Umhangs. Sie war weiß, schmucklos, bescheiden – wie es einem Aspiranten geziemte, der die Aufnahme in den Zirkel beehrte.

Thalionmels Larve dagegen war mit feuerroten Schnörkeln verziert, deren Muster ein fauchendes Dämonenhaupt ergaben. Die schwarzen Hörner über den Schläfen waren sogar modelliert.

Wie es die Regel verlangte, zogen sie zusätzlich die Kapuzen über.

»Bist du bereit?« Thalionmels Stimme bekam durch die Maske einen Hall, der sie bis zur Unkenntlichkeit verfremdete.

»Ich bin es«, bestätigte Vascal.

»So begehrt du zu sterben?«

»Das tue ich.«

»Willst du alles abwaschen, was dumm und schwach ist und dich mit dem Niederen verbindet?«, fragte Thalionmel fordernd.

»Keine Liebe wohnt in meiner Brust für Erbärmliches.«

»Dann folge mir.«

»Nein!«, widersprach Vascal, wie es die Zeremonie vorgab.

»Ich bin niemand mehr, der folgt. Ich schreite voran.«

Zustimmend nickte die maskierte Frau und deutete auf einen Durchbruch in der von wilden Rosen überwucherten Mauer.

Vascal hörte ihre Schritte hinter sich, während er ins Innere der Burgruine ging. Sein Puls pochte in seinem Hals. Dreiundzwanzig Jahre war er alt. Bevor er das erste Vierteljahrhundert seines Lebens vollendete, würde er bereits zur Loge der Herolde der Morgendämmerung zählen! Tore zu Wissen, vor dem selbst die Geweihten der Hesinde zurückschreckten, würden sich vor ihm öffnen. Aber nur, wenn er die Prüfungen dieser Nacht bestünde.

Die Sternschnuppen sorgten für zusätzliche Helligkeit, aber die Orientierung innerhalb der Ruine fiel dennoch schwer. Die Hecken bildeten gemeinsam mit den Mauerresten ein Labyrinth, das die Besucher tagsüber für heitere Versteckspiele nutzten, während es nachts angenehme Schauer auslöste. Immerhin konnte der große Kirschbaum zur Orientierung dienen. Der Legende nach hatte die Horaskaiserin Niothia ihn gepflanzt – vor eineinhalb Jahrtausenden. Einerseits offenbarte dieses Märchen die Leichtgläubigkeit des einfachen Volks. Andererseits zeigte seine Verbreitung aber auch die Raffinesse der Königin Amene, die bei jedem ihrer Besuche Mußestunden im Schatten dieses Kirschbaums verbrachte. Ohne ein Wort zu sprechen, inspirierte sie damit Gerüchte über den Anspruch, an die Größe des gefallenen Kaiserreichs anzuknüpfen und somit dem Kaiser im fernen Gareth die Stirn zu bieten, wenn die Zeit erst gekommen wäre.

Doch Vascal musste es in dieser Stunde um die eigene Größe gehen, nicht um die Glorie der Horaskaiser. Er schritt zu einem Torbogen, der keine Funktion mehr hatte, weil die Mauern neben ihm ebenso fehlten wie das Gitter. Nur die Aufhängungen ließen noch erkennen, wie es sich einst geöffnet hatte.

Zwei Gesichter waren in den Stein des Bogens geschlagen. Das linke zeigte einen freundlich schauenden Jüngling, das rechte einen fauchenden Jaguar. Ein Gönner hatte diesen Raubtierkopf erneuern lassen, die spitzen Zähne waren sogar frisch mit Kupfer überzogen, sodass sie schwach im Sternenlicht schimmerten.

Vascal zog ein Beutelchen aus einer Umhanttasche und schüttete den Inhalt in seine linke Hand. Trotz seiner Aufregung tat er es vorsichtig. Jeder der dreizehn Smaragde hatte ein Vermögen gekostet. Er wünschte sich bessere Augen oder helleres Licht, um sich versichern zu können, dass sie wirklich alle auf seinem von schwarzem Samt bedeckten Handteller lagen. So blieb ihm nur, den Beutel zu schütteln. Er schien leer zu sein.

Vascal schloss die Hand um die leise klackernden Edelsteine. Er machte eine feste Faust, die er in den steinernen Rachen des Jaguars schob.

Thalionmel trat dicht hinter ihn und flüsterte in sein Ohr. »Entrichte den Zoll für den Weg, der dich aus deinem Leben voller jämmerlicher Unsicherheit hinausführen kann, wenn du beweist, dass du das Wissen um die Wahrheit hinter den Dingen ertragen kannst.«

Er drehte die Hand mit den Fingern nach unten und öffnete sie. Die auf den Stein fallenden Smaragde prasselten wie Hagel, den ein Windstoß an eine Butzenscheibe wehte.

Ohne auf Erlaubnis zu warten, ging Vascal durch das Tor. Von hier an musste er auf sich gestellt den Weg finden.

Arivor,
fünfter Hranngar-Tag, vor dreißig Jahren

Über Vascal della Rescati schossen die Sternschnuppen lautlos über den Himmel. Ein ebenso stiller Schatten flog an Niothias Kirschbaum vorbei auf die südlichen Gebäude zu. Wahrscheinlich eine Eule. Einige helle Blüten schimmerten an den Schattenrissen der Hecken. Dornen rankten um eine abgebrochene Säule.

Vascal sah nichts, was ihm einen Hinweis auf den richtigen Weg zu seinen Prüfungen gegeben hätte.

Aber er hörte etwas. Leise nur, doch unverkennbar die Töne einer Geige. Ein Stück aus der Oper *Der Kalif von Unau*, eigentlich für ein Orchester geschrieben, doch die eingängige Melodie war auch von einem Solisten vorgetragen ein Genuss. Vascal folgte ihr.

Er musste ein paarmal abbiegen, weil Hecken und Mauern den direkten Weg versperrten. Er achtete darauf, dass sein Mantel nicht an Dornen hängen blieb. So gelangte er in den Mosaikensaal der Asmodena, der noch mehrere Jahrhunderte älter war, als die Legende es von Niothias Kirschbaum wissen wollte. In diesem Fall war Vascal geneigt, dem Volksglauben recht zu geben. Der Saal war eigentlich eher ein Platz, von den Mauern war nahezu nichts mehr übrig. Das Mosaik dagegen war gut erhalten, wenn man das Alter bedachte. Sicher war es lange Zeit überdacht geblieben, und vermutlich schützten auch Zauber die Darstellungen rätselhafter Tiere. Bis vor ein paar Jahren hatte man einige davon für bloße Fabeln gehalten, aber dann hatten Fernhändler das Gildenland bereist und von dort das gelbe Fell eines sechsbeinigen Schweins und einen Affen mit einem Bärenkopf, dessen Schnauze farbige Schwielen entstellten, mitgebracht. Zwischen den Mosaiksteinen wucherte Gras, das sich manchmal ebenfalls

anschickte, das Bild zu vervollständigen oder zu interpretieren. Ein paar Büschel wurden zum Pelz am Rücken eines Bären, eine Dornenranke zum Fangarm eines Kraken, der sich um eine junge Frau legte.

Das Geigenspiel verklang im Knall eines Zeremonienstabs. Wer ihn schwang, blieb Vascal verborgen. Dennoch wusste er, was die Aufforderung bedeutete.

Er löste den Umhang und ließ ihn von den Schultern gleiten. Dann schnürte er die Schuhe auf und zog sie von den Füßen. Die Socken steckte er hinein, die Hose faltete er sorgfältig, bevor er sie auf das Mosaik legte. Seine Hände kamen ihm aufdringlich hell vor, als er die Handschuhe abzog. Mit dem Hemd musste er vorsichtig sein, damit sich die Maske nicht löste, als er es über den Kopf zog.

Die Unterwäsche brauchte er nicht auszuziehen. Das erledigte Thalionmel ay Nideci für ihn. Mit einem Stilett zerschnitt sie das Leinen an seinen Hüften, dann auch das Hemd, sodass es von ihm abfiel.

Vascal lächelte hinter seiner Larve. Andere mochten an dieser Stelle der Zeremonie peinlich berührt sein, aber er war nie übermäßig schamhaft gewesen. Der Schutzpatron seiner Familie war der Heilige Ascandear von Baburin, der sich ganz der Liebe zur Schönen Göttin hingeeben hatte. So verzichtete Vascal auch jetzt darauf, sein Gemächt mit den Händen zu bedecken oder ähnliche alberne Verrenkungen zu vollführen. Stattdessen genoss er die milde Nachtluft auf seiner nackten Haut.

Glühwürmchen tanzten über dem Mosaik. Durch das Laub einer Hecke leuchtete jedoch ein stetiges Licht.

Sicher war hier in dieser Nacht niemand unterwegs, der dem Zirkel fremd war. Also durfte Vascal davon ausgehen, dass man dieses Licht für ihn aufgestellt hatte. Geduldig suchte er einen

Weg, zu ihm vorzudringen. Thalionmel, die unter ihren Gewändern gewiss noch immer schwitzte, folgte ihm stumm vom Mosaik herunter, über grasbewachsene Wege, drei Stufen hinauf, durch ein Loch in einer Hecke, bei dem sie sich tief bücken mussten.

Auf der anderen Seite fand Vascal einen zerbrochenen Brunnen. Einstmals war das Wasser durch eine Anordnung steinerner Muscheln in ein rundes Becken gefallen. Jetzt standen zwei Laternen auf den Muscheln, und im Becken war ein opulentes Mahl auf einer roten Decke angerichtet. Gebratene Tauben dampften auf einem Silbertablett, ein Mus aus Beeren stand bereit, duftendes Brot, die Weinflasche war geöffnet, in den beiden gläsernen Kelchen war eingeschenkt. Messer und Gabeln lagen ordentlich neben den Porzellantellern, auf die eine kundige Hand Fasanen und Hunde gemalt hatte.

Thalionmel nahm den linken Kelch. »Das kommt mir gerade recht.« Sie schob ihre Maske so weit hoch, dass sie das Getränk an die faltigen Lippen führen konnte. Sie nahm einen tiefen Schluck. »Vorzüglich«, urteilte sie. »Du solltest dich stärken. Für dich wird die Nacht anstrengender als für mich.«

Misstrauisch musterte Vascal den zweiten Kelch. Er sah ganz anders aus als jener, aus dem Thalionmel nun einen weiteren Schluck nahm. Der Stiel war gerade, nicht in drei einander umspielenden Spiralen gedreht.

»Ich verrate schon nicht, wenn du deine Maske lockerst«, neckte Thalionmel. »Ich schaue noch nicht einmal hin. Dann lüge ich auch nicht, wenn mich der Erleuchtete fragt, ob ich dein Gesicht vor der Zeit gesehen habe.« Demonstrativ wandte sie ihm den Rücken zu.

Vascal zweifelte nicht daran, dass die Loge hervorragenden Wein besorgt hatte. Auch die Tauben waren bestimmt exquisit zubereitet, alles andere wäre unter der Würde der Herolde gewesen.

Aber er war ebenso sicher, dass er sich einer Prüfung gegenüber sah. Nur – worin bestand sie? Verhielte er sich richtig, wenn er beherzt zugriff und damit zeigte, dass er über starren und letztlich albernen Regeln wie jener stand, dass er seine Maske nicht lösen dürfte, bevor er die letzte Vorbereitung auf die entscheidende Begegnung trafe? Oder ging es um Standhaftigkeit?

Er nahm den Kelch auf. Durch das Glas sah er das satte Rot des Weins. Im Hause della Rescati huldigte man der Schönen Göttin und nahm dankbar den Rebensaft an, den sie den Sterblichen geschenkt hatte. Vascal erkannte sofort, dass er einen hervorragenden Tropfen vor sich hatte.

Ohne die Maske zu lockern, führte er den Kelch vor die modellierten Lippen. Zwar konnte er den Mund nicht öffnen, aber der Duft stieg durch die Atemöffnungen. Er glaubte, die Sonne zu riechen, deren Kuss die Trauben hatte reifen lassen, und das klare Wasser, das die Knechte den Weinberg hinaufgeschleppt hatten, wenn der Regen einen Tag zu lange ausgeblieben war. Dieser Wein kam eindeutig aus den Eternen, nicht von der Küste. Kein Südhang, der einen mit aufdringlichen Aromen bestürmte. Südwesten, wo ein milderer Wind die Pflanzen umschmeichelte. Älter als fünf Jahre.

Aber da war auch eine Note in dem Geruch, die nicht hineingehörte. Etwas Ätherisches, das die Nase störend weitete.

Hinter der Larve lächelnd stellte Vascal das Glas zurück.

Thalionmel wandte sich ihm zu. »Nicht durstig?« Sie löste die Verschnürung ihrer Dämonenmaske und nahm sie ab.

»Ich möchte noch nicht schlafen. Bei dem Pulver, das in mein Glas gemischt ist, würde ich vor dem Sonnenaufgang nicht mehr erwachen. Dabei ist es doch eine so schöne Nacht.« Er öffnete seine Hände zum Himmel, über den die Sternschnuppen zogen.

»Womöglich bist du zu misstrauisch.« Der Schweiß glänzte auf Thalionmels Gesicht. Sie ließ sich im Schneidersitz vor dem Brunnen nieder. Für ihr Alter bewies sie Geschick, sie verschütete keinen Tropfen aus ihrem Kelch. Allerdings war dieser nur noch halb voll, und jetzt nahm sie einen weiteren Schluck. »Welche von den Tauben willst du?«

»Keine.«

Sie nahm ihre Gabel, spießte den linken Vogel auf und hob ihn auf ihren Teller. »Es wäre ein Jammer, wenn wir das hier kalt werden ließen.«

»Ich werde nichts essen.«

Sie zuckte die Achseln, eine Bewegung, die der Umhang beinahe unkenntlich machte. »Ich schon.« Sie nahm das Messer und schnitt eine dünne Scheibe ab. Dann nahm sie sich von dem Mus.

»Ich will weitergehen«, sagte Vascal.

»Ohne Begleiterin? Das ist tapfer.« Sie nahm das Scheibchen auf die Gabel, zog es durch das Mus und steckte es in den Mund. »Dumm«, befand sie kaudend, »aber tapfer.«

Vascal überlegte, wie lange Thalionmel für ihr Nachtmahl brauchen würde. Er war sicher, dass sich ein Schlafpulver in seinem Wein befand, also hatte er diese Probe wohl durch das Zurückweisen des Getränks bestanden. War das Warten auf Thalionmel eine Prüfung seiner Geduld? Oder sollte er seine Entschlossenheit beweisen, indem er allein weiterginge? Im Gegensatz zu der klaren Anweisung, seine Maske zu tragen, bis er dem Weisen begegnete, der die Antworten auf all seine Fragen kannte, war die Begleitung keine klar formulierte Regel der Zeremonie.

Vascal runzelte die Stirn. Er wollte den Herolden der Morgendämmerung beitreten, um endlich so schnell auf dem Weg des Wissens voranzuschreiten, wie es sein brillanter Verstand ermög-

lichte. Er wollte sich nicht nach der Langsamkeit anderer richten. Zauderer waren ihm zuwider, und gerade diese Loge schätzte einen entschlossenen Geist.

»Ich werde nicht warten«, verkündete Vascal.

»Dann geh«, erwiderte Thalionmel gleichmütig. »Mir wird auch die zweite Taube munden.«

Vascal ärgerte sich über sein Zögern. Je länger er Thalionmel beim Essen beobachtete, desto mehr schwand seine Entschlossenheit, und Zweifel krochen in sein Herz.

Dabei hatte er sich doch schon entschieden! Würde er jetzt noch mit seiner Begleiterin speisen, hätte er endgültig die Führung abgegeben. Doch dies war seine Nacht, seine Aufnahmezeremonie, in der er beweisen musste, dass er jemand war, der nach mehr strebte, als ein gewöhnlicher Mensch wagte.

Er presste die Zähne aufeinander und verließ den Brunnen. Zunächst brachte er nur einige Hecken zwischen sich und das Mahl, dann sah er sich wieder um und suchte nach einem Hinweis, wo die nächste Prüfung auf ihn warten mochte.

Er fand keinen.

Vascal begriff, dass er allein war.

Sicher, Thalionmel war ebenso in der Nähe wie die anderen Mitglieder des Zirkels, die für diese Zeremonie auf getrennten Wegen von Kuslik nach Arivor gereist waren. Aber Vascal war der Einzige, der wirklich *wollte*, dass er die Prüfungen bestand und in die Loge aufgenommen wurde. Die Smaragde, die er zu Beginn gegeben hatte, würde er nie wiedersehen, dieses Vermögen gehörte nun dem Erleuchteten der Herolde.

Vascal war ein kluger Kopf. Kaum jemand rechnete so schnell und so präzise wie er. Die Geometrie hatte nur noch wenige Geheimnisse für ihn. Er konnte das alte Bosparano lesen, fand sich in der Historie zurecht, er erkannte die wichtigsten Bild-

hauer am Fall der Haare ihrer Statuen und die angesehensten Maler am Strich ihrer Pinsel. Doch reichte das, um für diese Loge interessant zu sein? Oder brachen die anderen bereits jetzt auf und lachten über den Nackten, der durch das Labyrinth irrte?

Vascal ging weiter, aber er fand die nächste Prüfung nicht. Sie fand ihn.

Eine Schönheit mit hüftlangem schwarzen Haar kam ihm auf einem grasbewachsenen Weg zwischen zwei Rosenhecken entgegen. Sie trug eine bis auf einen Spalt abgeblendete Laterne, Sandalen, eine schmale Maske vor den Augen – und sonst nichts. Ihre lächelnden Lippen waren dunkel bemalt, die Brüste trotz ihrer Größe straff.

»Es ist vorbei, Vascal«, flüsterte sie ihm zu.

»Du kennst mich?«

»Natürlich. Ich wurde bezahlt und zu dir geschickt, um dich zu trösten.«

»Wie heißt du?«

»Das ist unwichtig.« Sie öffnete die Blende ein Stück. Das zusätzliche Licht zeigte, wie hell ihre Haut war. Ihre Scham war so weit rasiert, dass sie ein klar abgegrenztes Dreieck bildete. »Ich bin ein Teil dieser Nacht. Den Preis, den du begehrt, hast du nicht errungen. Noch nicht. Du bist noch jung, viele Nächte liegen noch vor dir.«

Vascal sah hinauf zum Regen der Sternschnuppen. »Keine wie diese.«

»Andere Nächte mit anderen Gelegenheiten.« Sie trat so nah an ihn, dass ihr blumiges Duftwasser in seine Nase stieg. »Aber in dieser Nacht bin ich deine Gelegenheit. Lass die quälenden Gedanken für ein paar Stunden ruhen. Erschöpfe dich in meinen Armen, und erwache mit neuer Kraft.«

Vascals Körper reagierte in eindeutiger Weise auf die Nähe der willigen Frau. Das konnte ihr nicht entgehen. Aber sie berührte ihn nicht.

Das kam ihm seltsam vor. Eine entschlossene Verführerin hätte begonnen, ihn zu streicheln. Vielleicht nicht sofort an seinem edelsten Teil, obwohl manche Frauen auch forsch vorgingen. Aber vielleicht seinen Hals, sein Haar, die Brust ...

Nur ein paar Fingerbreiten trennten die nackten Körper voneinander, aber diese unsichtbare Grenze respektierte Vascals Versucherin. Ihr Lächeln lockte, ihr Duft umspielte ihn, ihre Worte waren ein eindeutiges Versprechen ... aber ihre Hände behielt sie bei sich.

Die Entscheidung blieb ihm überlassen. Ein flüchtiges Vergnügen oder ... oder was? Ein offenes Tor zu verbotenem Wissen? Oder doch nichts? Eine große Enttäuschung? Leere? Versagen?

Ohne die Gefahr des Versagens gab es kein Wagnis. Ohne Wagnis besaß kein Sieg einen Wert.

»Lösche dein Licht«, bat Vascal. »Du blendest mich, und ich brauche die Schärfe meiner Sinne, um meine Aufgabe zu bestehen.«

Sie sah gekränkt aus, als sie die Laterne öffnete und die Flamme auspustete.

Vascal machte einen Schritt rückwärts, um sie nicht versehentlich zu berühren, und sah sich um. Es dauerte eine Weile, bis er einen dunklen Umriss ausmachte, der vorher nicht hier gewesen war. Ein dreieckiger, lang gezogener Wimpel, der vor den Sternen wehte.

Vascal fand den Weg dorthin. Der Stoff flatterte an einer Stange vor einem runden Zelt, das gerade einmal zwei Schritt durchmaß. Auf der anderen Seite des Eingangs stand ein gebogener Tisch, hinter dem sich ein Spiegel erhob. Diesen Spiegel

hielten zwei Statuen: ein Minotaurus mit zornig blickendem Stierhaupt und ein bocksbeiniger Faun, der verschmitzt schaute.

Auf dem Tisch stand der Schädel eines Zyklopen. Er war doppelt so groß wie der eines Menschen. Durch das einzige Auge fiel rotes Licht, das so gleichmäßig leuchtete, dass Vascal keine Kerze hinter farbigem Glas, sondern einen verzauberten Stein als Quelle vermutete.

Der rote Schein fiel auf ein beschriebenes Pergament. Auf einem zusammengelegten Tuch daneben lag ein geschwungenes Messer, auf der anderen Seite stand ein Schälchen mit Wasser neben einem Rasierpinsel und einem Stück Seife.

Die Botschaft auf dem Pergament war nicht in Kusliker Zeichen, sondern in den geheimen Glyphen der Loge abgefasst. Davon abgesehen, war sie uncodiert, Vascal konnte sie ohne Hilfsmittel entziffern.

Den Lebenden verachten wir, denn er ist dumm.

Sterben muss er.

Verfaulen mitsamt allem, was ihn jämmerlich macht.

Entblöße dich nun.

Gib dem Weisen, dem Herrn deiner neuen Welt, deinen Stolz.

Dann tritt ihm gegenüber und sieh den Pfad zu allen Antworten,

nach denen du verlangen wirst – jetzt und in Zukunft.

Vascal las die Botschaft noch einmal und suchte nach verborgenen Hinweisen. Die Anweisung erschien ihm allzu eindeutig.

Da er bereits nackt war, konnte er sich nur noch weiter entblößen, indem er seine Maske ablegte.

Er trug keinen Bart, also war das Rasiermesser wohl für sein Haupthaar gedacht. Das mochte mit dem Stolz gemeint sein, den er dem Weisen opfern sollte. Es würde einige Wochen dauern, bis

sein Kahlkopf zugewachsen wäre und er wieder eine standesgemäße Frisur tragen könnte. Das würde Fragen in der gehobenen Gesellschaft provozieren, Gerüchte würden hinter Fächern getuschelt.

Er blickte zum Zelt hinüber. Es mochte Platz für ihn und den Weisen bieten. Dieser musste sich bereits darin befinden.

Aber wenn Vascal einträte, ohne die Anweisung zu befolgen, würde er wohl keine Antworten erhalten.

Er sah in den Spiegel. Die Maske saß fest.

Vascal schnaubte. Was für ein Mummenschanz.

Das Haar? Das sollte es sein? Das sollte ausreichen, um den Weg zum verbotenen Wissen zu ebnet?

Er nahm die Maske ab und sah in sein eigenes enttäushtes Gesicht. Das rote Licht aus dem Zyklopienschädel gab ihm etwas Feuriges.

Wenigstens trat niemand aus dem Dunkel, um ihm zu sagen, dass er gescheitert sei.

Er legte die Maske auf den Tisch.

Thalionmel musste diese Prüfung ebenfalls bestanden haben, schließlich war sie ein Schleier der Loge im Zirkel zu Kuslik.

Vascal stützte sich auf und schüttelte den Kopf. »Mein Haar, ...«

Thalionmel war *nur* ein Schleier, und sie war sechsundsechzig Jahre alt. Sie war keine Erleuchtete. Von einer gehobenen Position in der Loge, über den Kusliker Zirkel hinaus, ganz zu schweigen.

Forschend musterte Vascal die Augen seines Spiegelbildes. Wäre er damit zufrieden? Jetzt war er dreiundzwanzig ... Noch dreiundvierzig Jahre dazu ... mehr, als sein Leben bis jetzt zählte – um dann ein einfaches Mitglied zu sein? Jemand, der froh sein musste um alles, was der Erleuchtete ihn gnädig wissen ließ?

»Nein«, flüsterte Vascal. »Ich werde mehr sein als Thalionmel.«

Die Ironie dieser Aussage wurde ihm bewusst. Thalionmel war nicht nur der Name der Greisin, die es gerade mal zum einfachen Mitglied gebracht hatte. So hatte auch die Heldin von Neetha geheißten, die die Brücke vor der Stadt gegen die anstürmenden Novadis gehalten hatte. Sicher hatten die Eltern der Thalionmel, die in dieser Nacht mit ein paar gebratenen Tauben zufrieden war, hochfliegende Träume gehabt, als sie ihre Tochter nach dem Vorbild aller Krieger benannt hatten. Stattdessen hatten sie einer Frau das Leben geschenkt, die am liebsten auf die Göttin des ehrenhaften Kampfs gespuckt hätte, ebenso wie auf alle anderen Götter auch.

Vascal stieß diese lästerliche Haltung ab, aber ihm fehlten die Argumente, dagegen vorzugehen. War er vielleicht selbst nur das Opfer einer Erziehung in einem Haus, das die Treue zur Herrin Rahja und ihren Geschwistern als Teil seines Stolzes begriff? Erbe einer erstarrten Tradition? Nicht besser als jene, die glaubten, der Kirschbaum in den Ruinen der Alten Burg sei eineinhalb Jahrtausende alt?

War Vascal eine Witzfigur für jeden wahrhaft Wissenden?

Vielleicht, gestand er sich ein. Aber das würde er nicht bleiben. Er würde den Weisen in diesem Zelt beeindrucken. Er würde schon jetzt, in der Nacht seiner Aufnahme, deutlich machen, wie ernst er es meinte, wenn er schwor, dem Pfad des Wissens zu folgen.

Mit einem grimmigen Lächeln nahm er das Messer und schnitt einen Streifen aus dem Tuch, das dazu gedacht war, seine Haut nach der Rasur zu trocknen. Es bestand aus weichem, aber festem Leinen.

Vascal formte eine Schlinge, die er über den kleinen Finger seiner linken Hand schob, bis zum Anschlag. Mit den Zähnen und der rechten Hand zog er die Schlinge fest zu und verknotete sie.

Der Finger pochte, schwoll aber nicht an. Gut. Das bedeutete, dass der Blutfluss hinein unterbrochen war.

Herausfordernd grinste Vascal sein Spiegelbild an. Er drückte die Linke gespreizt auf den Tisch und setzte die Klinge an wie ein Koch, der eine Rübe in Streifen schneiden wollte.

»Mein Haar behalte ich«, flüsterte er. »Ich opfere etwas anderes.«

Was die groben Söldner konnten, die Kor grölend die Treue schworen, das konnte er schon lange! Ein Mann des Geists stand solchen Grobianen in nichts nach, und das würde er beweisen.

Er sah nicht auf seine Hand, sondern beobachtete sich im Spiegel. Das machte es leichter, die Klinge hinunterzudrücken und sich, sobald er den Schnitt spürte, mit vollem Gewicht auf das Messer zu lehnen. Vascal hielt die Luft an. Er musste die Schneide ein wenig kippen, um die Stelle zwischen dem ersten und dem zweiten Fingerglied zu finden.

Dann ertönte ein Knacken, der Stahl glitt durch das Gelenk bis auf den Tisch. Ein bestialischer Schmerz jagte durch Vascals Hand, durch den Unterarm, den Ellbogen, seiner Schulter entgegen, bis in sein Herz, das die Pein in jeden Winkel seines Körpers pumpte. Er presste die Zähne aufeinander, um nicht zu schreien, aber ein Wimmern vermochte er nicht zu unterdrücken.

Er zwang sich, auf den Tisch zu sehen. Die vorderen beiden Glieder des linken kleinen Fingers blieben zurück, als er die Hand wegnahm. Ein dunkler Blutfleck besudelte das Holz, aber die Abschnürung wirkte. Es kam nichts nach.

Vascal atmete durch. »Da hast du deinen Lohn«, brachte er hervor.

Er verband den Stumpf mit drei Lagen, sodass die oberste rein und weiß blieb.

Dann trat er in das Zelt.

Zunächst war es stockdunkel.

Dann öffnete sich mit einem vernehmlichen Klacken ein auf dem Boden stehender Kasten. Mehrere Leuchtsteine strahlten so hell daraus hervor, dass Vascal blinzeln musste.

Vor ihm stand ein hoher Spiegel mit einem vergoldeten Rahmen, dessen Schnitzwerk geflügelte Figuren zeigte, die dem Himmel entgegenstrebten. Nicht die kleinste Unreinheit trübte das Spiegelbild des nackten Vascal mit dem Verband an der linken Hand.

Antworten findest du in dir selbst, stand auf dem Querbalken über der Spiegelfläche, oder nirgendwo in der ganzen Weite der Welt.

*Kuslik,
siebter Tag im Goimond, vor zwanzig Jahren*

Vascal della Rescati sah über die Schulter zur Treppe.

Ein Mann Mitte vierzig stieg in den zweiten Stock herauf. Er trug ein Barrett mit einer Fasanenfeder und eine grüne Samtweste über einem grauen Hemd.

Vascal nickte ihm höflich zu. Vermutlich war der andere auf der Suche nach einem Buch. Das war der häufigste Grund, in die Hallen der Weisheit zu kommen. So nannte man den Haupttempel der Hesinde, der Göttin des Wissens. Auf drei Stockwerken lagerten hier mehr Schriften als an jedem anderen Ort Aventuriens. Bücher drängten sich in Regalen, die bis zu den Decken reichten. Schriftrollen lagen in rautenförmigen Fächern. Ein Brett von Maraskan, in das unterschiedlich lange Stöcke gesteckt waren, enthielt eine Botschaft. Steinplatten, in die Echsenmenschen ihre Glyphen gehauen hatten, standen an den Wänden oder waren sogar in ihnen verbaut. Eine besonders unheimliche war aus

schwarzem Basalt geschnitten. Sie zeigte einen Ssrkhrsechu, ein vierarmiges Wesen mit dem Oberkörper eines Menschen, aber dem Kopf und dem Unterleib einer Schlange. Aufgrund der Schriftzeichen hielten die Geweihten die Darstellung für Jahrtausende alt und vermuteten ihren Ursprung im äußersten Süden des Kontinents.

Vascal betrachtete wieder das Rätsel, das vor ihm auf einem Sockel stand. Es hatte nichts mit Schrift zu tun. Zwei Fäuste – eine grüne und eine rote – hielten ein Seil, das in einer simpel wirkenden Verschlingung durch einen Reif gezogen war, der auf der Spitze eines zwei Handspannen hohen Stabs steckte. Ein Kupfering, etwa so groß wie das Rund, das Vascal mit Zeigefinger und Daumen bilden konnte, lag auf der roten Faust. Man konnte ihn anheben, aber da er das Seil umschloss, musste man ihn daran entlangführen. Obwohl der simple Aufbau nahelegte, dass man ihn auf der grünen Faust ablegen sollte, schien es keine Möglichkeit zu geben, ihn über die Mitte hinaus zu bewegen. Dort blockierte der hölzerne Reif den weiteren Weg. Sein Durchmesser war kleiner als der des Kupferings.

Vascal hörte Schritte in seinem Rücken näher kommen. »Knifelig, nicht wahr?« Der Mann sprach die Silben deutlich akzentuiert.

»Es ist unlösbar.« Vascal zog am Seil. Die durch den Reif führende Verschlingung weitete sich an einer Stelle, um sich an einer anderen zu verengen. »Ich vermute, jemand hat es für den Tempel gekauft und jemand anderes hat es gedankenlos auf den Sockel genagelt. Die Lösung besteht wohl darin, das Spiel anzuheben und das Seil unten um den gesamten Aufbau herumzuführen.« Er tippte auf das hölzerne Viereck, auf das sowohl die Fäuste als auch der Stab mit dem Reif geleimt waren. »So könnte man das Seil aus dem Reif lösen. Es wäre dann nur noch eine Verbindung

zwischen den Fäusten. Man könnte den Metallring problemlos hin- und herführen, ohne jedes Hindernis.«

»Aha«, machte der Fremde.

»Ihr wisst es wohl besser, Signor ...?«

»Acivio ist mein Name.« Er stellte den rechten Fuß nach hinten und verbeugte sich. Die Fasanenfeder wippte an seinem Barrett.

»Vascal della Rescati.«

Acivio lächelte schalkhaft. »Ich kenne Euren Namen, Logenmeister.«

Vascal runzelte die Stirn.

»Habe ich etwas gesagt, das Euch verärgert, Signor?«, fragte Acivio.

»Solche Dinge gehören nicht an die Öffentlichkeit.«

Acivio sah sich um. Sie standen auf der Empore, die sich in den vieleckigen Innenraum öffnete. Von hier aus hatte man einen guten Blick auf die überlebensgroße Statue der Göttin Hesinde, die einen Menschenschüler unterwies. Nach außen hin luden Gänge dazu ein, durch die Regalreihen zu wandeln. Hohe Fenster ließen Licht ein, das die nahe der Decke angebrachten Spiegel verteilten. Vascal wusste, dass sich wenigstens zwei Dutzend weitere Besucher und doppelt so viele Geweihte im Tempel aufhielten, aber zu sehen war keiner davon.

»Wenn es Euch unangenehm ist, will ich von Euren Rängen schweigen.« Acivio holte einen Stapel Spielkarten aus einer Tasche seiner Weste. Sie waren so klein, dass sie in seine Handfläche passten. »Tut Ihr mir einen Gefallen, und helft mir beim Mischen?« Er zog die Karten in schneller Folge auseinander und steckte sie wieder zusammen.

Vascal musste wohl ein wenig dümmlich schauen, während er überlegte, was denn am Kartenmischen so schwierig war, dass sein Gegenüber das nicht allein erledigen konnte.

Acivio lächelte gewinnend und streckte ihm den Stapel entgegen. »Bitte, hebt ab.«

Vascal vermutete, an einen Scharlatan geraten zu sein. Vielleicht lief das Geschäft auf der Straße an diesem Morgen so schlecht, dass er an ungewöhnlichen Orten nach Opfern suchte, die er mit einem blumigen Orakelspruch übertölpeln könnte.

So hob Vascal zwar ab – die Karten waren so klein, dass Acivios Hand genug Platz für beide Teilstapel bot –, hielt den Blick aber misstrauisch auf das Gesicht des Mannes gerichtet. Er hatte seine Wangen ordentlich geschabt, sodass er bartlos wie ein Elf erschien, aber das war die einzige Ähnlichkeit mit den Spitzohren. Seine Augen waren nicht besonders groß, und auf der linken Seite saß der Wangenknochen ein wenig höher als auf der rechten.

Acivio legte die Teilstapel wieder zusammen. Auf seiner Stirn bildete sich die Andeutung einer Falte, als die Brauen aufeinander zuzuckten, während er die Karte betrachtete, die nun ganz unten lag.

Solch eine Reaktion hatte Vascal erwartet. Nun käme unweigerlich die Prophezeiung einer Krankheit, die man aber noch abwenden könne, wenn man dieses oder jenes Kraut rauchte. Oder die Beteuerung, für ein paar Silberstücke könnte man von einem lukrativen Geschäft erfahren, das hohen Gewinn versprach.

Vascal wollte das nicht hören. Er wandte sich ab, ging zum Geländer und stützte sich auf den Handlauf.

Im Erdgeschoss durchquerte eine Dreiergruppe den zentralen Raum, zwei Frauen und ein Mann. Sie sahen nach Studiosi einer Magierakademie aus. Wegen ihrer harten Gesichter tippte Vascal auf die Halle der Antimagie. Dort währnten sich viele als legitime Sittenwächter, die den anderen Magiern zum Wohle der Allgemeinheit ihre Grenzen aufzeigten.

Die drei hielten respektvoll Abstand zu der Grube, die um das

Standbild der Göttin herumführte. Darin krochen Schlangen. Bei den meisten Tieren waren die Schuppen weiß, wodurch eine kleine, aber intensiv grüne Viper besonders auffiel.

»Wissen verkümmert, wenn man es einsperrt«, sagte Acivio hinter Vascals Rücken. »Es vermehrt sich, wenn man es teilt.«

Das war im Grunde einer dieser Sprüche, mit denen die Scharlatane ihre bedeutungsschwangeren Reden gern einleiteten. Aber an diesem Morgen fiel er bei Vascal auf fruchtbaren Boden. Er hatte ein halbes Dutzend Logen gegründet, Mitglied war er in dreimal so vielen. Inzwischen war er das Brimborium leid, das man aufzog, um die niederen Grade bei der Stange zu halten. Masken, Kerzen, nächtliche Treffen, Rituale mit Tierblut und kostspieligen Paraphernalien ... Am schlimmsten war es, wenn auch die hohen Ränge diesem Mummenschanz verfielen. Wenn sie selbst an die Wirksamkeit von geraspeltem Minotaurenhorn oder ausgerissenen Feenflügeln glaubten. Dann wurde es nahezu unmöglich, an echtes Wissen zu gelangen, selbst wenn es sich irgendwo in den Tiefen der Aufzeichnungen einer Loge verbarg. Aber die meisten Menschen hatten eine Sehnsucht nach dem Geheimnisvollen und damit auch der Geheimnistuerei, die dem Teilen des Wissens entgegenstand. Dadurch wurde vieles mühsam – und langwierig. Vascal war nun vierunddreißig, und er ahnte bereits, dass es ihm nicht gelingen würde, innerhalb der verbliebenen Lebensspanne alles zu lernen, was es zu lernen gab. Zumal er gezwungen war, einen erheblichen Teil seiner Zeit auf Intrigen zu verwenden, die ihm dabei halfen, die erreichten Positionen in den Logen zu halten oder weiter aufzusteigen.

Ein Klicken erklang hinter Vascal.

Er drehte sich um.

Acivio betrachtete lächelnd den Kupferfingerring, der auf der grünen

Faust lag. »Mir war dieses Rätsel schon vertraut«, sagte er entschuldigend. »Seine Lösung erfordert nur ein paar Handgriffe. Wenn man sie kennt, ist es beschämend einfach.«

Neugierig trat Vascal näher. Der Aufbau des Rätselspiels schien unverändert, auch wenn das Seil bewegt worden war – Acivio musste daran gezupft und gezogen haben wie Vascal zuvor. Allerdings hatte er erheblich besseren Erfolg damit gehabt.

»Mit einem Mal finde ich die Vorzüge geteilten Wissens sehr überzeugend«, gestand Vascal.

»Wenn man jemandem eine Angelrute gibt, kann er auf Wanderschaft gehen und findet in vielen Teichen und den meisten Flüssen etwas zu essen«, sagte Acivio. »Legt man ihm dagegen Fische vor die Tür, hat er zwar weniger Mühe, aber er wird träge und muss hungern, wenn er den Ort verlässt, wo man ihn versorgt. Und das, obwohl er dieselben Gewässer besuchen mag wie sein Bruder, der die Angelrute dabei hat.«

»Ihr stellt mir ein Rätsel, Signor?« Erst jetzt entdeckte Vascal, dass die Silberbroche, die die Fasanenfeder am Barett hielt, als Einhornkopf ausgeformt war. »Spreche ich mit einem Geweihten des Nandus?«

Acivio verbeugte sich.

»Verzeiht, dass ich Euren Stand nicht sogleich erkannt habe, Grazioso«, bat Vascal. Die Hesindegeweihten im Tempel trugen ein grünes Wickelgewand und ein Schlangenhalsband aus Leder oder Metall, je nach ihrem Rang.

Acivio zuckte mit den Achseln und mischte seine Karten.

»Die Angel und die Fische ...«, überlegte Vascal. »Damit meint Ihr, dass es schädlich ist, wenn man Wissen unverdient weitergibt.«

»Der Weg zur Erkenntnis ist oft wertvoller als die Erkenntnis selbst«, sagte Acivio. »Diesem Rätsel würde eine einfache

Erklärung den Zauber nehmen. Löst Ihr es aber mit eigener Geistesstärke, wird berechtigter Stolz an die Stelle der Neugier treten.«

»Ist hier Magie im Spiel?«, fragte Vascal skeptisch.

»Nur ein Minimum an Fingerfertigkeit. Das werdet Ihr auch mit Euren neun Fingern aufbringen. Wie habt Ihr eigentlich den zehnten verloren?«

Vascal winkte ab. »Das ist keine Geschichte über Klugheit, sondern über eine Eselei. Sie wird Euch unbefriedigt zurücklassen.«

»Ein Überfall in einer dunklen Gasse kann es nicht gewesen sein«, überlegte Acivio. »Sonst wäret Ihr so rasch wie möglich zu einem Magier geeilt, der sich auf Heilzauber versteht. Er hätte das verlorene Glied nachwachsen lassen, bevor sich die Matrix der Verstümmelung angepasst hat.«

»Wenn Ihr es sagt«, wich Vascal aus.

»Möglicherweise wurdet Ihr gefangen gehalten? Man hört davon, dass Gewissenlose ihren Opfern Körperteile abschneiden, um die Angehörigen zu rascher Zahlung zu bewegen. In Eurem Fall müsste diese aber so spät gekommen sein, dass der Heilzauber nichts mehr ausrichten konnte. Ich sehe den Stumpf gut versorgt, aber er wurde genäht, nicht magisch geheilt. Die sich kreuzenden Narben verraten es.«

»Das stimmt«, bestätigte Vascal. »Dass ich einen Medicus aufgesucht habe, meine ich.«

»Und die Entführung nicht?«

»Es war eine Eselei, die mich heute peinlich berührt.«

Problemlos hätte Vascal nach jener Nacht den Finger magisch heilen lassen können. Das hatte er nicht getan, weil er sich selbst stets daran erinnern wollte, dass auch größte Klugheit bei der Verfolgung eines Wegs nicht garantierte, dass der Weg zum ange-

strebten Ziel führte. Ein dummer Spruch und sein Spiegelbild! Wenn er die Lektion nicht behielt, wäre das das Einzige gewesen, was er in jener Nacht erhalten hätte. Die gebratenen Tauben oder die Umarmung der Schönen wären mehr wert gewesen. Zumal er schon ein paar Wochen später im Streit von den Herolden der Morgendämmerung geschieden war.

Vascal nahm den Ring mit den Fingerspitzen und hob ihn an. Auch jetzt sah er keine Möglichkeit, ihn am Seil entlang am Reif vorbeizuführen. »Es scheint, wir hüten beide unsere Geheimnisse.«

»Und bei uns beiden liegt die Lösung wohl vor unseren Augen, ohne dass wir sie erkennen.« Acivio betrachtete den Stumpf an Vascals Hand.

Die Männer grinsten sich an.

Vascal ließ den Ring los.

»Seid Ihr die Intrigen nicht leid?«, fragte Acivio. »Diese Kinderspiele um Titel und Pfründe, aus Langeweile begonnen, aus Gewohnheit fortgeführt? Überlasst die Logen den Unreifen und kommt zu uns, wenn es Euch wirklich um Wissen und Erkenntnis geht.«

»Vor Nandus das Knie beugen?« Vascal lachte abwehrend. »Für diese Generation hat meine Familie ihren Tribut an die Götter bereits entrichtet. Mein kleiner Bruder ist vor drei Jahren in die Gefolgschaft der Schönen Göttin eingetreten.«

»Da war Ladovico sechzehn, nicht wahr?«

»Ihr habt sorgfältig Erkundigungen eingezogen.«

»Von ›Erkundigungen einziehen‹ kann keine Rede sein. Solche Dinge sind nicht geheim.«

»Aber auch nicht jedem bekannt. Der *Aventurische Bote* berichtet nicht über die Familie della Rescati.«

»Die Interna Eurer Familie erfährt man nicht aus diesem

respektablen Druckwerk ... Einer Zofe, die sich über ein hübsches Kleid und ein erlesenes Mahl freut, perlt ihr Wissen dagegen von den Lippen.«

Vascal hätte besorgt oder verärgert sein sollen, weil der andere mehr über ihn wusste, als es umgekehrt der Fall war. Aber er mochte Acivios schelmische Art.

»So ist es Tradition in unserem Hause«, erklärte Vascal. »Das jüngste Kind für eine Kirche, um den Göttern auszugleichen, was wir ihren Geboten schuldig bleiben. Deswegen hat es Ladovico getroffen, nicht Stella oder mich. Aber es gefällt ihm, er empfindet den Dienst an der Schönen Göttin nicht als Bürde.«

»Ich rede nicht von einer Last, die Ihr für das Wohl Eurer Familie schultern sollt. Ich rede von Euch.«

»Das lässt sich kaum trennen. Zwar erfreut sich meine Mutter noch guter Gesundheit, aber eines Tages werde ich Titel und Würden von ihr erben.«

»Cavalliere Vascal della Rescati ... so wollt Ihr genannt werden?«

»Wie sonst?«

»Grazioso. Und mein Schüler.«

»Welch selbstloses Angebot.«

»Nein, nicht selbstlos. Auch meine Zeit ist begrenzt, ich kann mich nicht um alles kümmern. Ihr fallt als guter Wissenssammler auf. Als einer, der sich nicht mit zu wenig zufriedengibt.«

»Und so jemand ist in der Kirche des Herrn Nandus richtig?«

»Das kommt darauf an, welche Sehnsucht wirklich in seinem Herzen wohnt.« Acivio steckte das Kartenspiel zurück in seine Westentasche. »Ich denke, Ihr seid jemand, der sich nicht mit Macht und Silber abspeisen lässt. Stattdessen sucht Ihr das Wissen um seiner selbst willen. Jedenfalls hoffe ich das.«

Sie sahen sich in die Augen.

»Es geht nicht darum, möglichst viel auswendig zu lernen. Papier und Pergament haben ein besseres und dauerhafteres Gedächtnis als jeder von uns.« Vielsagend sah sich Acivio um. Sein Blick strich über die Regalreihen. »Das hier«, er tippte an seine Schläfe, »ist einzigartig. Jeder Kopf, jeder Verstand. Er muss mit Wissen gefüllt werden, ja. Aber das ist nur wie der Hafer, den ein Pferd frisst. Kein Ross wird dafür bewundert, dass es gut fressen kann. Es soll galoppieren, am besten über einen rasanten Waldweg, auf dem es auch einmal über einen umgestürzten Baum springt. Das bestehende Wissen nutzen, um neues zu entdecken, Vascal.« Beschwörend sah Acivio ihn an. »Spürt das Rätsel auf, das Euch allein zu lösen bestimmt ist. Wenn Ihr diese eine Frage findet und beantwortet, die unser Herr Nandus allein für Euch zwischen all den Nichtigkeiten und Ablenkungen dieser Welt versteckt hat, war Euer Leben gut gelebt.«

Angel und Fisch ... Acivios Worte waren die Angel, und Vascal war der Fisch. Und er hatte angebissen. Man sah seiner selbstsicheren Miene an, dass Acivio das wusste.

Der Geweihte ging zur Treppe. Auf der dritten Stufe drehte er sich zu Vascal um. »Kommt Ihr?«

*Thegûn,
achtzehnter Tag im Schlachtmond, vor elf Jahren*

Der Gang im Obergeschoss, der zum Zimmer von Vascal della Rescatis Schwester führte, duftete nach Reichtum. Er merkte, dass er tiefer einatmete als üblich, weil er den Odor besten Bienenwachses genoss. Alle zwei Schritt brannten Kerzen auf muschelförmigen Tellern, die eine Handspanne weit aus den Wänden kamen. Sie rußten kaum, der Putz und die helle Farbe an der

Decke wiesen nur leichte Grauspuren auf. Vermutlich hatte man sie vor nicht einmal einem halben Jahr frisch gestrichen.

Die beiläufige Zurschaustellung des Reichtums beeindruckte Vascal. Dass man schon jetzt, am Nachmittag, Lichter aufstellte, war angesichts des Gewitters, das den Himmel verdunkelte, sehr aufmerksam, würde aber eine zusätzliche Garnitur Kerzen verbrauchen. Und derzeit hielt sich nur eine einzige Adlige im Obergeschoss der Festung auf, nämlich Vascals Schwester, die zudem angekündigt hatte, ihr Zimmer bis zum Abendmahl nicht mehr zu verlassen.

Vascal klopfte.

Von unten drangen die Geräusche der Gesellschaft gedämpft herauf, man vergnügte sich beim Kartenspiel. Das mochte eine etwas derbe Unterhaltung für eine solche Runde sein, aber nachdem Maga Istrina Telessin, Trägerin des Pentagramms in Arkanium, die Schatulle mit ihrem persönlichen Kartensatz geöffnet hatte, war diese Gestaltung des Nachmittags natürlich für niemanden mehr anrühlich. Im Gegenteil, mit der verdienten Magierin zu spielen, war eine Auszeichnung.

Draußen heulte der Wind um die Erker der Festung. Er fand viele Ecken und Kanten, das Bauwerk war nur teilweise wiederhergestellt. Thegûn hatte seine alte Größe eingebüßt, auch wenn manche forderten, den Status der Landstadt von einer Kronvogtei zu einem Grafensitz anzuheben. Vor allem die romantisch Gesinnten schätzten jedoch die an einigen Stellen gebrochenen Mauern, das Fehlen von Zinnen und das Storchennest auf dem eingefallenen Turm.

Vascal klopfte nochmals und brachte das Ohr nah an die Tür. »Stella?« Aus dem Zimmer erhielt er keine Antwort.

Er drückte die Klinke hinunter. Die Tür war nicht verschlossen. Er zog sie auf.

Die Hausdiener hatten das Himmelbett mit einer Tagesdecke in Hellrot, der Farbe der della Rescatis, bezogen. Auf dem Tischchen daneben stand eine silberne Statuette in Form eines Schäfers, den ein Kreis von Lämmern umgab. Solche Figuren waren oft mit einem Schwungrad im Innern versehen; wenn man nicht einschlafen konnte, ließ man die Schäfchen um den Hirten tanzen. Der Regen prasselte gegen ein großes Bleiglasfenster, dessen bunte Scheiben bei anderem Wetter wohl ein farbenfrohes Bild bildeten, nun aber nur indifferente Grauschattierungen zeigten.

Stella della Rescati saß auf einem der sechs Stühle am Tisch in der Mitte des Raums. Auf einer weißen Decke, die mit der Darstellung eines Ritters bestickt war, der in der Nacht seiner Schwertleite vor einem Bildnis der Rondra kniete, stand ein voll bestückter fünfarmiger Leuchter. Sein Licht fiel auf das Buch, das vor Stella auf dem Tisch lag. Es war in einem der vorderen Kapitel aufgeschlagen. Stella hielt die Hände unter dem Tisch und saß vorgebeugt mit ausdruckslosem Gesicht. Sie schwitzte, obwohl sie die Brokatjacke über die Lehne eines leeren Stuhls gehängt hatte, ebenso wie ihren Zierdegen. Das Halstuch hatte sie jedoch nicht gelockert.

Vascal betrat das Zimmer. Er achtete darauf, die Tür sorgfältig zu schließen. Am liebsten hätte er abgeschlossen, aber der Schlüssel steckte nicht. Mit drei schnellen Schritten stellte er sich an den Tisch.

»Was tust du?« Er musste sich beherrschen, um sie nicht anzuschreien.

Noch immer reagierte Stella nicht. Ihre gesamte Aufmerksamkeit galt den fremdartigen Schriftzeichen, die sie unmöglich entziffern konnte. Dafür genügte es noch nicht einmal, mit den Glyphen der echsischen Achaz vertraut zu sein. Die Sprache, in der dieses Buch abgefasst war, wurde selbst im tiefsten

Dschungel nicht mehr verwendet. Sie war weit vor dem Fall der Stadt Bosparan in nahezu vollständige Vergessenheit geraten. Dass sich der Verfasser ihrer bedient hatte, mochte auf ein Minimum an Verantwortungsgefühl hindeuten. Vascal vermutete allerdings, dass er die Macht, die in den *Kontrakten des Amaze-roth* steckte, allein sich selbst und seinen engsten Günstlingen gegönnt hatte.

»Stella!« Energisch klappte Vascal das Buch zu.

Sie blinzelte und sah auf in sein Gesicht.

Er versuchte, in ihrer Miene zu erkennen, ob sie vielleicht doch etwas von den finsternen Gedanken verstanden hatte, die in diesem Buch über die Anrufung dämonischer Wesenheiten festgehalten waren. Eigentlich war das unmöglich, aber auch in der Nanduskirche war man sich unsicher, ob nicht doch unerklärliche Kräfte in dieser Schrift wirkten, die sich ihre Leser selbst erwählten.

Vascal hatte das Buch in seinem Herbergzimmer in Grangor gefunden. Oder besser gesagt die Truhe, die es enthalten hatte. Ein unförmiges Stück, geschmückt mit eingekerbten Bannzeichen, gefertigt aus Urwaldholz, an dem die meisten Stemmeisen zerbrochen wären, und gesichert mit Eisenbändern und drei dicken Schlössern. Die Dienerschaft der Herberge hatte unter Tränen geschworen, niemanden in sein Zimmer gelassen zu haben. Damit blieb nur die Möglichkeit, dass die Truhe durch das Fenster, das zum Kanal ging, hereingeschafft worden war.

Vascal bezweifelte, dass ihn jemand in Versuchung hatte führen wollen, sich dem Gefolge jenes Erzdämons anzuschließen, der für verbotenes Wissen, aber auch für Irrsinn und Wahn stand. Stattdessen glaubte er dem knappen Begleitschreiben, das die Truhe und ihren Inhalt als Erbstück beschrieb – zu gefährlich,

um es zu behalten. Aber der neue Eigentümer wollte auch nicht den Zorn gehörnter Wesenheiten erregen, indem er das Buch vernichtete.

Das wusste man in der Kirche des Nandus zu schätzen. Gefährliches Wissen konnte auch rettendes Wissen werden, wenn seine Stunde kam. Obwohl im hinteren Teil einige Seiten fehlten, auf denen offenbar die wahren Namen von gestaltwandelnden Quitslinga verzeichnet waren, die Amazeroth Gefolgschaft schuldeten, ließ sich aus den *Kontrakten* bestimmt viel über den Widersacher der Göttin Hesinde lernen. Aber bis dafür Verwendung war, sollten sie an einem sicheren Ort verwahrt werden. Dem sichersten im Königreich.

So hatte Vascal gegenüber seinen Mitgeweihten argumentiert. Den anderen Mitgliedern der Gesandtschaft wollte er jedoch nicht offenbaren, was seine Schwester und er mit sich führten – schon allein, um keine unheilvollen Begehrlichkeiten zu wecken. Er hatte das Buch seiner schützenden, aber allzu auffälligen Truhe entnommen. Etwas, das er nun bereute. Die kantigen Schriftzeichen auf dem Ledereinband erschienen ihm wie Echsenaugen, die ihn höhnisch anstarrten.

Stella tupfte sich mit ihrem spitzenbesetzten Taschentuch den Schweiß vom Gesicht. Der weiße Stoff nahm etwas von der ockerfarbenen Schminke auf. »Ist Fürstin Kusmina eingetroffen?«

Vascal brauchte ein paar Herzschläge, um die Aufmerksamkeit von dem Buch zu lösen und die Frage zu erfassen. »Bei diesem Unwetter?« Er zeigte zum Fenster, hinter dem das Gewitter den Tag verdunkelte, wenn nicht gerade ein Blitz niederging. »Sie wird sich irgendwo einen Unterstand gesucht haben, und wenn es nur eine Scheune ist. Nein, ich bin hier, weil ich nach dir sehen wollte. Ich nehme an, du bist nicht wirklich unpässlich?«

»Doch, natürlich bin ich unpässlich.« Energisch rückte sie

ihren Stuhl zurück und stand auf. »Unpässlich, was das Silber angeht. Unsere Familie leidet an Armut, auch wenn wir es leidlich kaschieren. Ich könnte meine Spielschulden nicht zahlen, wenn ich gegen die Maga, den Magister oder den Hohen Lehrmeister verlöre. Ich könnte mir allenfalls aussuchen, ob man den Namen della Rescati an der Magierakademie, an der Universität oder im Hesindetempel verspotten würde. Nicht dass das einen Unterschied machen würde. Die ehrenwerten Herrschaften dort unten«, sie zeigte auf den Fußboden, »genießen Ansehen in dermaßen vielen Logen und an so vielen Adelshöfen, dass ein solcher Vorfall uns innerhalb eines Monats im gesamten Königreich unmöglich machen würde – egal, wem von ihnen wir auch nur einen Silbertaler schuldig bleiben.«

»Ich weiß«, sagte Vascal.

»Weißt du auch, wie es sich anfühlt?« Sie schlug die Faust gegen ihre Brust. Ihre braunen Augen blitzten. »Ja, vielleicht tust du das. Deswegen hast du die Verantwortung für unser Haus auf meine Schultern gelegt.« Trotz ihrer Wut wirkte Stella, als sehnte sie sich danach, dass ihr zehn Jahre älterer Bruder sie in die Arme schloss und ihr sagte, dass alles gut werden würde.

Er hätte ihr die Verletzlichkeit wohl abgenommen, wenn er sie nicht seit ihrer Geburt gekannt hätte. Sie weinte sogar eine stumme Träne, die sie nicht mit ihrem Tuch abtupfte. Es sah zugleich edel und Mitleid heischend aus, wie der Tropfen über ihre runde Wange lief. »Deine Zeit bei der Schauspiel-Compagnie hat sich gelohnt, aber du hättest nicht in diesem Buch lesen dürfen. Ich nehme es wieder an mich.«

»Ja, du machst es dir leicht!« Mit beinahe stampfenden Schritten umrundete sie den Tisch und rannte aus ihrem Zimmer.

Vascal durfte das Buch auf keinen Fall in einem ungesicherten Raum zurücklassen. Er nahm es auf und schob es unter seine

Weste, wobei er bemerkte, dass es sich ungewöhnlich warm anfühlte. Dann eilte er Stella nach.

Sie bog gerade mit wehendem Kleid in einen Gang zur Linken ab.

Vielleicht war es besser, nicht weiter mit ihr über das Buch zu sprechen, überlegte Vascal. Das mochte nur dazu führen, dass die Sache noch mehr Gewicht erhielt und sich die Zeichen, die Stella gesehen hatte, umso fester in ihr Gedächtnis einbrannten.

An den Wänden des Gangs, in den Vascal seiner Schwester folgte, gab es zwar ebenfalls muschelartige Teller, die aber nicht mit Kerzen bestückt waren – ein Hinweis darauf, dass die Dienerschaft nicht damit gerechnet hatte, dass jemand diesen Teil der Feste betreten würde. Er nahm ein Licht aus dem Hauptgang mit. Die Flamme flackerte in einem kühlen Luftzug, der Vascal entgegenwehte. Gern hätte er sie mit der hohlen Hand geschützt, aber er hatte keine frei, weil er das unheilvolle Buch unter seiner Weste festhalten musste.

Vor der Helligkeit eines aufgleißenden Blitzes sah er Stellas Schattenriss. Zudem erkannte er, dass der Gang nicht etwa an einer Tür oder an einem Fenster endete, sondern an einer Maueröffnung mit gezacktem Rand. Besorgt beschleunigte er seinen Schritt.

Stella wartete vor einer Kordel, die auf Hüfthöhe einen lädierten Balkon abspernte. Im Licht des nächsten Blitzes erkannte Vascal, dass er kein Geländer mehr hatte, nur noch kümmerliche Reste steinerner Streben waren übrig. Sie boten den Ranken von Schlingpflanzen Halt, die herüber zur Hauswand und sogar hinauf zum nächsten Balkon griffen, sodass sich so etwas wie ein sehr grobmaschiges Netz ergab. Vascal gab sich jedoch nicht der Illusion hin, dass die dünnen Pflanzenstränge das Gewicht eines

Menschen halten würden. Auch dann nicht, wenn es sich um eine so zierliche Person wie seine Schwester handelte.

Bevor er sie erreichte, duckte sie sich geschmeidig unter der Kordel hindurch und stellte sich auf den Balkon. Etwas war an dieser Bewegung, das ihn an ihre Kindheit erinnerte, die Jahre, in denen Stella ein abenteuerlustiges Mädchen gewesen war, das die Kunststücke der Akrobaten nachgespielt hatte.

»Was soll das?«, fragte Vascal.

Stella hob das Kinn und sah ihm entschlossen entgegen. Der Wind zerrte an ein paar Strähnen, die sich aus ihrer hochgesteckten Frisur gelöst hatten, an ihrem Halstuch und am Kleid. Hinter ihr, im Grau des Gewittertags, riss er das Herbstlaub von den Bäumen und wehte es auf den See hinaus, an dem die Feste stand. An einigen Stellen wirkte die Wasseroberfläche dadurch wie Waldboden.

Vascal wagte nicht, seiner Schwester zu folgen. Er konnte nicht erkennen, ob die dunklen Linien auf dem Boden des Balkons tiefe Risse oder nur Schatten waren. Er stellte sich so, dass die linke Wand Windschatten für die Kerze spendete. Die Flamme richtete sich auf und schwoll an.

»Komm zurück auf sicheren Grund«, bat er.

»Meinst du, das bisschen Wind bringt mich in Gefahr?« Der Regen durchnässte sie. Vor dem Abendmahl würde sie das Kleid wechseln müssen. »Und davor willst du mich beschützen? Oder vor einem Sturz in die Tiefe?« Sie stampfte auf. »Es gibt einen anderen Sturz, der mir droht. Nur noch mir! Ladovico und du, ihr habt euch in die sicheren Arme eurer Kirchen geflüchtet. Aber weißt du was: Das wird euch noch leidtun!« Ihre Schultern strafften sich. »Ich werde zu Größe, zu wahrer Grandezza, aufsteigen. Das ist mein Schicksal!«

Es beruhigte Vascal, dass er diese Impulsivität schon oft bei

seiner Schwester erlebt hatte. Bei einem ruhigeren Gemüt hätte er eine Auswirkung der verbotenen Lektüre vermuten müssen.

Stella dagegen war eine von jenen Patrizierinnen, die darunter litten, sich in der mittleren Position zwischen Bürgerlichen und Hochadel zu befinden. Das schürte die Angst vor dem gesellschaftlichen Abstieg ebenso wie das Gefühl der Unzulänglichkeit gegenüber Grafen und Fürstinnen. Als trüge man persönliche Schuld an der Geburt in ein Haus, das nur beinahe echten Respekt genoss.

Vascal überlegte, ob er Stellas Stolz nutzen könnte, um sie zur Vernunft zu bringen. Für sie gab es kaum Wichtigeres als ihren Ruf. Dass Vascal ihren Ausbruch nicht erwähnen würde – sie kannte ihn gut genug, um sich dessen sicher zu sein. Aber wenn jemand anderes sie zeternd auf dem Balkon sähe ... Schon eine Magd oder ein Knecht würden ausreichen. Stella würde das Getratsche darüber scheuen, dass sie sich merkwürdig verhielte, denn früher oder später würde es auch an bedeutende Ohren dringen.

Aber wie sollte es Vascal gelingen, Stella befürchten zu lassen, er könnte einen Zeugen herbeischaffen?

Er verwarf den Gedanken.

»Die Ehre wohnt im Herzen«, probierte er es stattdessen. »Sie klebt nicht am Silber.«

»O doch!«, fauchte Stella. »Das hier ...« Sie hob das Kinn noch ein Stück, reckte den Hals und deutete auf die Kamee, die ihr inzwischen wegen der Nässe schlaffes Tuch vor der Kehle zusammenhielt. Dieses Schmuckstück war einer Brosche ähnlich, aber erhaben gearbeitet. Ein rote Koralle, in Form eines Schwerts geschnitten, saß auf einem Oval aus nur leicht gelbstichigem Mammuton und bildete so das Wappenzeichen des Ordens der Heiligen Ardare zu Arivor. »Es hat mich ein Vermögen gekostet,

wenigstens als Laienschwester bei den Ardariten akzeptiert zu werden. Eine teure Ehre.«

»Die sich rasch auszahlen wird, wenn dein Plan aufgeht.« Ein großer Teil davon war bereits mit der Berufung in die diesjährige Gesandtschaft zum Kaiserdrachen, der die Hohen Eternen bewohnte, erreicht. Dadurch, dass Stella als Repräsentantin des Ardaritenordens daran teilnahm, erwarb sie sich den Titel *Gesandte der Königin zum mächtigen Shafir im Jahre neunhundertsevenundneunzig nach dem Fall der unerreichten Stadt Bosparan*.

»Bevor dein Hoffen zu hoch fliegt«, versetzte sie, »lass dir gesagt sein, *Bruder*, dass unser bisheriger Erfolg nicht etwa unseren Aufstieg garantieren, sondern lediglich unseren Sturz verzögern kann. Wegen des Silbers, von dem du so gering denkst. Du weißt von den Schulden, die uns Mutter nicht nur hinterlassen, sondern auch aufgebürdet hat. Die maßlose Unterstützung für all diese Künstler, die sie in ihrem letzten Willen verfügt hat!« Anklagend streckte Stella eine zur Klaue verkrampfte Hand zu den Wolken empor. »Diese Suche nach Tazina von Grangor ...«

Trotz des imposanten Namens handelte es sich um eine bürgerliche Bildhauerin, nicht um eine Adlige. Jeder kannte ihre Werke, vor allem die Kleinen, filigran gearbeiteten. Die Igel, die Amseln, die Eichhörnchen.

»Ich habe die unfähigsten Ausrufer gedungen, die man für Silber bekommen kann. Trinker. Krüppel. Einer von ihnen stirbt vor Angst, wenn er ein Pferd sieht, deswegen geht er immer zu Fuß. Er besteigt noch nicht einmal eine Kutsche. Und unsere Steckbriefe ...«

Zu Vascals Erschrecken trat Stella an den Rand des Balkons und streckte die Hand in den Regen.

»So ein Wolkenbruch wie dieser reicht, damit sich das Papier auflöst. Ich bete auf Knien um Unwetter von Harben bis Dröl, ich

habe die kriecherischste Efferd-Anrufung auswendig gelernt, die mir seine Geweihten beibringen konnten. Falls unsere Ausrufer diese Meißelschwingerin finden, können wir in ein Armenhaus ziehen. Zuletzt hat man sie in einem Marmorsteinbruch gesehen. Ich hoffe, ein Fels ist ihr auf den Kopf gefallen. Ein so großer, dass man sie nicht mehr findet. Anderenfalls mag uns schon die Trauerfeier ruinieren, die man erwarten wird bei der Gunst, in der sie bei unserer Mutter stand.«

»Du übertreibst«, tadelte Vascal.

»Und du interessierst dich zu wenig für die Vorgänge in unserer Familie!«, schnappte sie. »Denke nur an Signor Rondrarion, unseren Cavalleristo.«

»Was ist mit ihm?«

»Zum Beginn des Monats der erhabenen Göttin Ronda hat er mich per Depesche darüber in Kenntnis gesetzt, dass unsere regelmäßigen Zuwendungen großzügiger ausfallen müssen, um die Ehre unseres Hauses angemessen zu repräsentieren.«

Formal waren die della Rescatis Cavallieri, Ritter. Wie die meisten Patrizier dieses Rangs erfüllten sie die damit verbundene Pflicht, zur Reiterei beizutragen, indem sie für Ausrüstung und Unterhalt eines erfahrenen Streiters mit einem tadellosen Abschlussbrief einer Kriegerakademie aufkamen.

»Nun hat sich der teure Signor Rondrarion im Turnier aus dem Sattel schubsen lassen.« Stellas Stimme überschlug sich vor Empörung, aber immerhin machte sie einen Schritt vom Rand weg. »Seine Rüstung und sein Ross fielen an den Sieger. Und wir verlieren unsere Ehre, wenn wir das nicht sofort ersetzen. Oder soll unser Streiter etwa zu Fuß mit einem Knüppel für die Ehre unseres Hauses einstehen?«

»Ich gebe zu, dass das undenkbar ist.«

»Wir brauchen Silber dafür«, triumphierte Stella. »Viel. Für

ein gutes Ross, für eine zugleich elegante und doch auch in ihrem kämpferischen Zwecke vollendete Rüstung.«

Sie verschränkte die Arme und sah in das Unwetter hinaus. Der Widerschein von Blitzen flackerte in rascher Folge auf ihrem Gesicht, das so hart wirkte, dass sie für ein Bildnis der Sturmgöttin hätte Modell stehen können.

»Immerhin ist Silamon nicht wirklich krank«, brachte Vascal vor.

»Damit meine besondere Betroffenheit meinem Gesuch, an dieser Gesandtschaft teilzunehmen, Priorität verschafft«, knurrte Stella, »täuscht mein Gemahl die Blaue Keuche vor. Es ist kein Zuckerschlecken, wenn man den Kontakt zu jedermann meiden muss, und das über Wochen. Erwähnte ich schon, dass es Silber kostet, einen Medicus zu bestechen, damit er die gefällige Diagnose stellt?«

»Das kann ich mir denken.«

»Derselbe Medicus hat Silamon ein hochwirksames Gift ins Nachtschränkchen gelegt. Er wird es schlucken, wenn ich ihm nach der Rückkehr vom Drachen keine hoffnungsfrohe Nachricht schicke.«

»Und was soll aus euren Kindern werden?«, rief Vascal entsetzt.

»Die beiden werden den Namen della Rescati verfluchen, während sie in einem Kloster aufwachsen. Einem, das dem Totengott geweiht ist. Dort werden sie lernen, über ihre Scham zu schweigen, bis sie erwachsen sind und wieder in die Welt entlassen werden. Bis dahin wird sich niemand mehr für uns interessieren.«

Vascal wusste nicht, was er darauf sagen sollte. Er sah die runden Gesichter seiner Nichte und seines Neffen vor sich. Beide hatten die braunen Augen ihrer Mutter.

Diesmal duckte sich Stella nicht unter der Kordel hindurch. Sie löste den Knoten an einer Seite und trat erhobenen Hauptes

vom Balkon herunter. »Entweder, wir werden groß sein, mit wahrer Grandezza«, verkündete sie. »Oder Shafir der Prächtige soll uns fressen. In keinem Fall werden wir als unbedeutende Menschen zurückkehren.«

*Hohe Eternen,
fünfundzwanzigster Tag im Schlachtmond, vor elf Jahren*

Als Vertreterin des Hochadels führte Kusmina Galahan, Fürstin von Kuslik, die Gesandtschaft der Königin an. Dass die gut vierzigjährige, etwas beleibte Dame als gefährlichste Kontrahentin eben dieser Königin Amene III. galt, mochte eher Grund als Hindernis für diese Wahl gewesen sein.

Zum einen neigte der Drache dazu, aufkommende Missstimmungen bei den von ihm gewährten Audienzen dadurch zu beenden, dass er zuweilen respekt-, vor allem aber geistlose Gesandte verspeiste. Wessen Verstand dem eines Rindviehs glich, den führte der prächtige Shafir auch derselben Verwendung zu.

Bei einer brillanten Intrigantin wie Kusmina durfte sich die Königin jedoch nur geringe Hoffnungen auf einen derartigen Verlauf der Begegnung machen. Gewissheit bestand dagegen schon jetzt darin, dass der gesamte Adel des Königreichs die Entsendung Kusminas als Leiterin der diesjährigen Gesandtschaft als hohe Ehre begriff. Dies galt umso mehr, als es mit der Blauen Keuche, die im Herzogtum Grangorien wütete, einen wichtigen Gegenstand für die Konsultation mit dem Kaiserdrachen gab. In der Folge lief die Fürstin Gefahr, dass man jede Spitze, jede Anfeindung, sogar jede Kritik, die sie gegen die Königin vorbrachte, als Undankbarkeit, übermäßige Ruhmsucht und unkontrollierten Neid auslegte. Zumindest vorläufig brachte Amene III. ihre Rivalin

zum Schweigen – wenn auch mit einem fürwahr prachtvollen Knebel: dem Titel *Gesandte der Königin zum mächtigen Shafir im Jahre neunhundertsevenundneunzig nach dem Fall der unerreichten Stadt Bosparan*.

Vascal della Rescati fragte sich, ob diese Machtspiele auch jetzt Platz in den Gedanken der Fürstin hatten, oder ob sie vollkommen in der Gegenwart des Drachen aufging. Im traditionellen Mantel aus rotgoldenen Schuppen stand sie vor ihm und berichtete von den blau gefärbten Gesichtern der Leidenden, von Auswurf und Fieber, vom Röcheln, das durch jeden Kanal von Grangor und jede Straße von Ruthor rasselte. Sie beschrieb die leeren Augen der Waisen in Venga, wo es keinen Erwachsenen mehr gab, der sich gesunder Kraft erfreute.

Noch auf dem Weg von Thegûn über Kabash in die Hohen Eternen hatte Vascal die Würde bewundert, die Kusmina ausstrahlte. Seit einiger Zeit studierte er die Wirkung vornehmer Verhaltensweisen, Gesten und rhetorischer Figuren auf Menschen, und dafür war die Fürstin stets ein lohnendes Objekt. Aber hier, an diesem Ort und in dieser Gesellschaft, verkümmerte ihre Pracht in einem Maße, dass diese mächtige Dame Vascal leidtat.

Sie befanden sich in Shafirs Höhle. Um sie herum tropfte Wasser in der Dunkelheit, wie eine Sinfonie, die für feinere Ohren als jene von Menschen komponiert war. Zwischen den aus dem Boden wachsenden Felsdornen standen vielarmige Kandelaber. Was in ihnen brannte, erkannte Vascal nicht. Das Licht ihrer grünen Flammen schien so gewählt, dass sie gerade genug von den Felsformationen erhellten, damit die Vorstellungskraft angeregt wurde. Einige ähnelten geflügelten Rossen oder grimmig schauenden Wächtern, einem spöttischen Gaukler oder der siebenfingerigen Faust eines Riesen. Dazwischen funkelten Kristalle, die meisten klar wie Wasser, andere grün oder gelb. Aus einer Wand

zur Rechten kam der Kristall wie ein vereister Bach, der über einem steilen Abhang lag.

Shafir, der wahrhaft Prächtige, lag vor Kusmina. Schon diese Körperhaltung mochte ein Gnadenbeweis sein, war die Fürstin dadurch doch davon enthoben, ihren Kopf allzu weit in den Nacken zu legen, um in das Antlitz des Drachen zu schauen. Starre Brauen aus Horn und Schuppen beschatteten die niemals blinzelnden Augen, in denen kein Weiß und auch keine Regenbogenhaut zu entdecken waren. Stattdessen öffneten sich in ihrem tiefen Schwarz senkrecht stehende, gelbe Pupillen, die wie schmale Durchgänge in einen Raum wirkten, in dem ein Feuer tobte. Wo das Licht der Kandelaber auf die rotgoldenen Schuppen traf, schillerten diese wie von Meisterhand geschliffene Juwelen. Der Leib verlor sich im Dunkel, aber nach dem, was Vascal hinter dem gehörnten Haupt noch erkannte und über die Anatomie von Kaiserdrachen gelesen hatte, schätzte er die Länge des Körpers auf über zwanzig Schritt.

Die vier übrigen Gesandten standen in einer Reihe hinter Fürstin Kusmina. Die Farbe dieses Jahres war Meerblau. In einem Zelt, von vorauseilenden Dienern vor dem Eingang der Drachenhöhle als Sichtschutz aufgebaut, hatten die Gesandten die frische Zeremonialkleidung angelegt, damit Staub und Schweiß der Wanderung sie nicht befleckten. Jedes Gewand hatte einen mit dem Träger oder der Trägerin abgestimmten Schnitt, aber der meerblaue Stoff mit der Stickerei aus Silberbrokat war einheitlich.

Magister Arrman ay Talestur, der für die Gelehrten vor den Drachen trat, war sogar noch ein paar Jahre jünger als Stella. Während der Reise hatte er seine Geistesschärfe mit erstaunlichen Vorführungen unter Beweis gestellt. Jeden Satz, den man ihm vortrug, vermochte er rückwärts zu sprechen. Die Zischlaute des Rssahh formte er so glaubwürdig, dass man meinen konnte,

man hätte einen Achaz vor sich, der mittels eines Zaubers die Gestalt eines Mannes mit gezwirbeltem Kinnbart vortäuschte. Dass Arrman mit jedem Reisenden, dem sie begegnet waren, ein paar Worte in dessen Muttersprache gewechselt hatte, konnte da nicht mehr verwundern. Für diese Audienz trug er eine enge Hose und eine umso weitere Jacke mit an den Schultern und Oberarmen aufgeblähten Ärmeln.

Das Gewand der wegen ihrer Beherrschungszauber gefürchteten Magierin Istrina Telessin dagegen wies den charakteristischen Schnitt einer Robe auf, wie man sie in den Akademien zu tragen pflegte. Der Silberfaden bildete darauf Symbole, in denen Vascal die Erkennungszeichen verschiedener Logen ausmachte. Andere standen für Wandelsterne und weitere Himmelsphänomene oder die Elemente. Dazu trug Istrina einen spitzen Hut. Ihren Zauberstab krönte der Schädel eines Affen, in dessen spitzzahnigem Maul ein Bergkristall steckte.

Der Hohe Lehrmeister Cobrilor, Vertreter der Hesindekirche, hatte sich verbissen über die Gebirgspfade gequält. Trotz seines fortgeschrittenen Alters hatte er niemals um Pausen oder auch nur darum gebeten, langsamer zu gehen. Vascal hatte Fürstin Kusmina auf sein stilles Leiden aufmerksam gemacht, sodass sie bei jedem Bach und an Orten mit schönem Ausblick Rast befohlen hatte, etwa halbstündlich. In Gegenwart des Drachen verzichtete Cobrilor sogar auf seinen Stab. Vascal, der offiziell in Cobrilors Gefolge reiste, hatte ihm geholfen, das enge Gewand zu schnüren. Bänder und Streben stützten den Oberkörper des alten Mannes, aber sie saßen so fest, dass ihm das Atmen schwerfallen musste.

Ganz rechts stand Stella della Rescati. Vascals Schwester trug einen leichten Umhang aus weißem Stoff über dem nach unten weit fallenden, selbstverständlich meerblauen und silberbestickten Kleid. Eine spezielle Falte an der linken Seite schuf Platz für

den Zierdegen. Die Kamee mit dem roten Schwert der Ardariten hielt auch heute ihr Halstuch. Stella hatte viel Sorgfalt auf diese Kombination aus Eleganz und Wehrhaftigkeit verwendet, und erst der dritte Schneidermeister hatte ihre Vorstellungen umsetzen können. Ein Aufwand, der sich nun auszahlte. Ihre Erscheinung stand nicht hinter jener der anderen Auserwählten zurück, fand Vascal.

Er selbst hatte sich mit dem Dutzend Begleiter, die sich ebenfalls in die Drachenhöhle gewagt hatten, einige Schritte hinter den Gesandten aufgestellt. Keiner von ihnen würde den begehrten Ehrentitel beanspruchen dürfen, aber wo immer sie von dieser Begegnung berichten würden, hinge man an ihren Lippen.

Shafir sprach anders als ein Mensch. Die Drachensstimme dröhnte in den Schädeln seiner Besucher, ohne dass die Ohren einen Laut vernommen hätten. Noch stärker erstaunte Vascal, dass manche Begrifflichkeiten zugleich in mehreren Worten Gestalt annahmen, als würden sie gleichzeitig gesprochen. Dennoch blieb jedes klar verständlich. Im Zusammenspiel drückten sie wohl die Gedanken des Drachen so präzise aus, wie ein menschlicher Geist sie zu fassen vermochte.

»Ich Flammenherr/Langlebiger/Prachtumhüllter/Zerschmetterer/Bergherr/Schuppenfürst/Freund des Naclador sehe eure Not«, offenbarte Shafir jetzt, »doch schöpft Trost/Bescheidenheit/Hoffnung/Weisheit aus dem Wissen, dass das wimmelnde Gewürm in einer Melone wohl faulen mag, jedoch niemals ganz vergeht.«

Von Kusmina sah Vascal wenig mehr als den vom Schuppenmantel verhüllten Rücken, aber in Stellas Haltung erkannte er rückhaltlose Bewunderung. Sie stand so gerade, als wollte sie den Felsdornen entgegenwachsen, die aus der Decke herabstachen.

»Eure Erfahrung reicht viele Generationen in die Vergangenheit«, sagte Kusmina, »und Eure Vorausschau greift weit hinaus

in die Zukunft, o prächtiger Shafir. Aber wir leben unter unseresgleichen. Euch begegnen wir mit Ehrfurcht, mit Liebe jedoch denen, die unser Schicksal teilen. So leidet unser Herz, wenn der blaue Tod die unsrigen verdirbt.«

Zwei hellblaue Drachen mit dünnen, nahezu schlangenartigen Körpern flogen aus dem Dunkel hinter Shafir heran. Verglichen mit seiner Majestät, wirkten sie klein, aber vom Kopf bis zur Schwanzspitze maßen sie dennoch wenigstens fünf Schritt.

Vascal hielt den Atem an, als sie auf eine Stelle zuhielten, an der die Stalaktiten in einer engen Gruppe aus der Decke kamen. Die Drachen schienen sich jedoch einen Spaß daraus zu machen, ihre ledrigen Flügel im letzten Moment einzuklappen und sich durch die Engstellen zwischen den rot, rosa und grün schillernden Steinnadeln hindurchzuschrauben. Sie trennten sich, umkreisten natürliche Säulen, die wie erstarrtes Wachs aussahen, durchflogen Tore, verschwanden in den Schatten, um kurz darauf wieder in das Licht der Kandelaber zurückzukehren. Hoch oben landeten sie auf einem balkonartigen Vorsprung, an den sie sich mit ihren dreizehigen Füßen krallten.

»Zufriedenheit/Ruhe/Gelassenheit liegt in der klugen Unterscheidung/Erkenntnis/Einordnung dessen, was ist und was nicht ist«, dröhnte Shafir. »Unsterblichkeit/Ewigkeit/Bedeutung ist euch nicht bestimmt und wird es niemals sein. Ihr bleibt Kurzlebige/Schuppenlose/Rudelvolk/Wimmelwesen. Es mag gut/erstrebenswert/heilsam sein, wenn die Blaue Keuche euch daran erinnert/gemahnt.«

Vascal zuckte zusammen, als Stella entgegen aller Absprachen das Wort ergriff.

»Wenn wir auch niemals Euch gleichen, o Landherr von Khômblick«, sagte sie mit klarer Stimme, »so kann unser Dasein doch ein stolzer Funke sein.«

Der lange, von einem feuerroten Zackenkamm gekrönte Hals

mit dem gehörnten Haupt schwenkte langsam herum, bis das spitze Drachens Maul auf Stella zeigte. »Was willst du denn?«

Stella trat mehrere Schritte vor.

Vascals Herzschlag setzte erst wieder ein, als seine Schwester eine halbe Armlänge hinter der erstarrten Fürstin Kusmina stehen blieb.

»Wir hoffen, dass die magische Blume, die wir auf Geheiß der Königin überbringen durften, Euch erfreuen wird«, sagte Stella. »Die Familie della Rescati hat darüber hinaus ein eigenes Geschenk für Euch, o prächtiger Shafir.« Sie drehte den Oberkörper, bis sie über die Schulter zu Vascal zurückschauen konnte. Dabei streckte sie den linken Arm unter dem weißen Umhang hervor und öffnete fordernd die Hand.

Anders als mit ihrem Bruder Ladovico stritt sich Vascal mit Stella häufig. Schon als Mädchen war sie eine stolze Patrizierin gewesen, die Ehre der Familie galt ihr alles. Das hielt sie nicht davon ab, ihm Vorwürfe zu machen, weil er sie durch seinen Eintritt in die Nanduskirche zur Erbin des Hauses und damit auch der Verantwortung gemacht hatte. Sie war eine geborene Intrigantin, die jeden in ihrem Umfeld manipulierte. Oft fühlte Vascal mehr mit ihren Gegnern als mit seiner eigenen Schwester. Aber wenn er ihr jetzt, im Angesicht des Kaiserdrachen, nicht beigestanden hätte, wäre Verachtung die vorherrschende Regung geworden, mit der Vascal fortan sein Spiegelbild betrachtet hätte.

Mit weichen Knien trat er vor und holte das Buch mit den *Kontrakten des Amazeroth* aus der Umhängetasche.

Sie nahm es entgegen und reichte es am lang gestreckten Arm weiter, während sie sich wieder dem Herrn dieser Höhle zuwandte.

Shafir löste seine linke Vordertatze vom Boden und näherte sich damit Stella. Die Haltung der geschuppten Zehen erinnerte

Vascal, der sich rückwärts gehend zurückzog, an den halb geschlossenen Fang eines Adlers.

Das Buch zitterte in Stellas Hand. Sie ließ es los.

Statt auf den Boden zu fallen, schwebte es zwischen Shafirs Krallen, wo es verharrte.

Vascal bemerkte den fragenden Blick, mit dem der Hohe Lehrmeister Cobrilor ihn musterte. Dafür, dass er ihm nichts von diesem Geschenk gesagt hatte, wäre sicher eine Erklärung fällig. Aber nicht jetzt. Erst mussten sie die Drachenhöhle verlassen. Lebend, wenn es sich einrichten ließ.

Noch immer in der Luft schwebend, schlug sich das Buch auf. Eine unsichtbare Hand blätterte darin, während sich die gelbe Pupille im riesigen rechten Auge des Drachen verengte.

Nun sah Vascal auch die fragenden Blicke der Maga und des Magisters im Augenwinkel. Sogar Kusmina wandte den Kopf, um Stella anzublinzeln. Andere hätten eine ganze Rede gebraucht, um so viel nicht amüsierte Überraschung auszudrücken.

Mit einem Knall klappte das Buch zu. *»Das ist wahrhaftig/unzweifelhaft/naturgemäß nicht für eure Art gedacht.«*

Ein kleiner Drache, nicht einmal einen Schritt lang, schoss aus der Dunkelheit hervor, schnappte das Buch aus Shafirs Klaue, flog eine enge Kehre und verschwand damit wieder in den Schatten.

»Signora Stella wird uns sicherlich nicht länger über ihr Anliegen im Unklaren lassen«, sagte Fürstin Kusmina gefährlich leise.

Stella knickte tief und formvollendet. *»Alles, wonach ich strebe, ist – im Rahmen meiner Möglichkeiten – Grandezza. Ich will jenen, die mir begegnen, ein Beispiel an Größe sein.«*

Das Drachenmaul öffnete sich, das gewaltige Haupt schwenkte zur Seite. Begleitet von Krachen und Splittern nagte Shafir etwas von einem Block aus glitzerndem Kristall ab. Absurderweise

erinnerte dieser Anblick Vascal an ein Kind, das an einer Zucker-
kugel schleckte und dabei voller Ungeduld die Zähne benutzte.

Der Drache wandte sich Stella zu, die tapfer stehen blieb, ob-
wohl sich die Nüstern ihr bis auf einen Schritt näherten. Falls
Shafir zuschnappte, hätte sie auf diese Weise einen schnellen Tod.
Zudem noch einen, von dem man lange sprechen würde ...

Shafir schnaubte sie an. Wolken aus Kristallstaub stoben aus
den Nüstern und hüllten Stella ein. Als sie sich verzogen, sah Vas-
cals Schwester aus, als sei sie mit glitzerndem Raureif überhaucht.

Das Drachenhaupt näherte sich ihr noch weiter. Nur noch eine
Handspanne passte zwischen das Maul und Stellas Gesicht. Dort
verharrte es eine Weile, bevor es sich kaum merklich absenkte,
um dann behutsam den modisch eng geschnürten Bauch zu be-
rühren.

Langsam zog sich Shafir zurück. »*Nachdem dies nun besprochen/
entschieden/verhandelt/begonnen ist – wieder zu dir.*« Das Haupt rich-
tete sich erneut auf die Fürstin.

Stella trat zurück in die Reihe der Gesandten.

Fürstin Kusmina räusperte sich. »Ich verstehe, dass unser Le-
ben und Sterben für Euch wie das Rascheln im Laub eines Baums
ist, o prächtiger Shafir. Aber wir hoffen, dass es Euch wenig Mühe
bereiten wird, uns Unwissenden zu raten, wie wir die Not der Er-
krankten lindern können. So wäre es für uns wertvoll, eine wei-
tere Quelle für die Olginwurz aufzutun. Die Händler aus dem
Raschtulswall bekümmern uns mit unerhörten Preisen für diese
Arznei.«

Es fiel Vascal schwer, dem Gespräch zu folgen. Schließlich gab
er seiner Neugier nach und trat möglichst unauffällig hinter seine
Schwester. »Was hat er gesagt?«, flüsterte er.

Sie wandte den Kopf zur Seite. Das von Kristallstaub über-
zogene Gesicht schillerte in allen Farben des Regenbogens. »Dass

mir keine Größe aus eigenem Recht vergönnt sein wird«, hauchte Stella. »Wenn man sich an meinen Namen erinnern wird, dann wegen des Kinds, das ich unter dem Herzen trage.« Sie legte eine Hand auf ihren Bauch.

Kuslik,

erster Tag im Midsonnmond, vor zehn Jahren

»Es ist ein Mädchen!«, rief Liziana. Die dicke Geweihte der Jungen Göttin Tsa hielt etwas Kleines und Rosafarbenes mit beiden Händen über ihren Kopf. Ihr regenbogenfarbenes Kopftuch war verrutscht, schwarze Haarsträhnen kamen wie Aale darunter hervor. Der Säugling schrie.

Die Besucher drängten an das Himmelbett. Vascals Bruder, sein Neffe und seine Nichte waren dabei, natürlich Silamon, Stellas nach der Rückkehr der Gesandtschaft plötzlich und glücklich gesunderer Gemahl, Geschäftsfreunde, Stellas Logengeschwister, Patrizier, sogar einige Angehörige des Hochadels wie der greise Anasalio Galahan. Die meisten kannte Vascal della Rescati bestenfalls flüchtig, er hielt sich nicht mehr oft in Kuslik auf. Seine Studienreisen und die Dispute mit anderen Gelehrten innerhalb und außerhalb der Nanduskirche beanspruchten ihn zu sehr.

Aus dem Erdgeschoss hörte er die Türglocke, aber darum brauchte er sich nicht zu kümmern. Heute, am ersten Tag nach den Namenlosen Tagen, an denen man sein Heim möglichst nicht verließ, kamen die Besucher in Scharen. Ein Hausdiener hielt sich stets in der Nähe der Tür, um sie einzulassen.

Der Andrang war ganz in Stella della Rescatis Sinne. Je mehr Menschen hier waren, desto mehr Zeugen gab es dafür, dass ihr Kind nicht etwa in der unheilschwangeren Zeit zwischen den

Jahren, sondern vielmehr zum hoffnungsvollen Auftakt des neunhundertachtundneunzigsten Jahrs nach dem Fall der Stadt Bosparan, der Unerreichten, zur Welt gekommen war. Am ersten Tag des Monats, der dem Gott der Herrschaft, Praios, geweiht war.

Mit Befremden beobachtete Vascal das Gedränge am Bett. Ellbogen kamen zum Einsatz, zornige Blicke mischten sich in die freudigen Mienen, die der Ankunft eines neuen Lebens viel angemessener waren.

Vascal wandte sich dem Familienaltar zu. Er war aus Mohagoni in eine geschwungene Form geschnitzt, die mit Pferden, Rosen und Weintrauben verziert war. Die Wand dahinter füllten die um das als Fresko in den Putz gemalte Wappen von Pferd und Meißel arrangierten Totenmasken der della Rescatis. An ihnen ließ sich der Wandel der Sitten im Lauf der Generationen ablesen. Es gab eine schlichtweiße Phase, in der man den Gips nur an den geschlossen dargestellten Lidern mit Goldstrich akzentuiert hatte. Andere waren aus Silber getrieben oder mit Gold überzogen. Juwelen ahmten die Augenfarbe der Verstorbenen nach, wenn der Künstler die Lider offen modelliert hatte. Oben rechts hingen diejenigen Masken, bei denen filigran auf die Wangen aufgetragene Bildchen Hinweise auf herausragende Verdienste gaben. Den Leuchtturm etwa, den Utello della Rescati gestiftet hatte, oder das von Ilajessa della Rescati eigenhändig entworfene Reiterstandbild. Auf die Maske von Vascals Mutter waren mit Gold, das sich gut vom tiefroten Untergrund abhob, Weinreben gemalt. Darin glich sie derjenigen seines Vaters, der nur selten daheim gewesen und kurz nach Ladovicos Geburt in der Fremde gestorben war.

Auf der Altarplatte waren die Figuren der Lebenden versammelt. Sie wurden ausgetauscht, wenn man ein neues Lebensalter erreichte – aus einem Säugling wurde ein Kind, ein Jüngling, ein

Erwachsener, dann ein Greis. Fortgenommen wurden sie, wenn jemand die Familie verließ – weil er eine eigene gründete, starb oder verstoßen wurde.

In der Mitte, auf einem kleinen Podest, stand die Figur von Stella, der Matriarchin. Ihr am nächsten war ihr Gemahl Silamon, dargestellt als Seefahrer, obwohl er sich nie weiter als fünf Meilen von einer Küste entfernt hatte. Er war lediglich mit Silber an einigen Kauffahrern beteiligt, von denen unglücklicherweise einer gesunken war, während die anderen hoffentlich irgendwann einmal Gewinn abwerfen würden. Auf Stellas anderer Seite standen Vascal und Ladovico.

Zwei Kinderfiguren – Stellas Sohn und ihre ältere Tochter – standen vor ihrer Mutter.

Vascal zog eine Schublade in dem Altar auf und entnahm ein perlmuttbesetztes Kästchen. Darin lagen auf Samt gebettet mehrere Figuren von Säuglingen. Sie alle bestanden aus schneeweißem Mammuton. Vascal suchte ein Mädchen aus. Inmitten all des Trubels gönnte er es sich, das Figürchen mit einer stillen Geste zu seinen Geschwistern zu stellen. Das Behältnis, dem er es entnommen hatte, verstaute er wieder.

»Willkommen in einer Welt voller Gefahr und Schönheit«, flüsterte er. »Mögest du stets Rätsel finden, die dir die Lust am Leben erhalten.«

Das erste Rätsel hatte der Kaiserdrache Shafir dem Kind schon vor der Geburt mitgegeben. Durch dieses Mädchen sollte Grandezza in das Haus della Rescati kommen, davon war Stella überzeugt. Doch nur sie hatte die Worte des Prächtigen vernommen, und Vascal war sich nicht sicher, ob sie ihm alles weitergegeben hatte. Jedenfalls bat sie um Verschwiegenheit in dieser Angelegenheit.

»Leomara soll sie heißen!«, rief Liziana.

»Willkommen, Leomara!«, jubelten die Versammelten. »Ein Hoch auf Leomara della Rescati!«

Man überbot sich in Glückwünschen für Mutter und Kind. Dienerinnen verteilten Kristallkelche mit bestem Wein. Eine von ihnen, eine junge Frau mit blonden Zöpfen, bewies erstaunliches Geschick, als sie angerempelt wurde und dennoch alle Kelche auf ihrem Tablett behielt.

»Almana ist sehr geschmeidig«, raunte Ladovico Vascal zu. »Auch zwischen den Laken.« Er zwinkerte ihm zu.

Ladovico hatte einen so schönen Körper, dass er Bildhauern oft Modell stand. Sein locker fallendes Gewand entblößte die rasierte Brust bis beinahe zum Bauchnabel. Um Gesäß und Schenkel war es jedoch eng gewickelt. Er war ein hingebungsvoller Jünger der Schönen Göttin.

»Bist du nicht mehr Baroness Dolettas Favorit?«, erkundigte sich Vascal.

»Über die Namenlosen Tage konnte ich schließlich nicht zurück zu ihr nach Methumis. Almana hat nur dafür gesorgt, dass ich in Übung bleibe. Sie ist anschmiegsam wie ein Kätzchen.«

»Wenn ich nicht irre, teilt Doletta niemals einen Beischläfer.«

Grinsend zuckte Ladovico die Achseln. »Wenn mein Bruder mich nicht verrät, wird es für sie keinen Anlass geben, sich mit Eifersucht zu quälen. Außerdem würde ihr Zorn auch Almana treffen, und das wäre ein Jammer. Das hübsche Ding hat übrigens ein Auge auf dich geworfen. Im Grunde habe ich sie nur getröstet, weil du dich so kaltherzig gebärdest.«

»Ich bin doppelt so alt wie sie«, stellte Vascal fest.

»Sorgst du dich, dass sie dich zu sehr anstrengen könnte?« Sein Grinsen wurde breiter. »Zum Abschied werde ich mich ihr intensiv widmen. Morgen wird sie erschöpft sein und nur noch kuscheln wollen.«

Vascal bedeutete seinem Bruder mit einer Geste, das Thema ruhen zu lassen. Liziana kam mit der Neugeborenen zu ihnen. Leomara war so gründlich in ein weißes Tuch eingewickelt, dass nur noch das rosafarbene Gesichtchen unbedeckt war.

Vascal musterte es mit angehaltenem Atem. Das wenige, was er sah, passte zu einem gewöhnlichen, wenn auch sehr süßen Mädchen. Keine Schuppen, keine schwarzen Augen, kein Hinweis auf einen Zauber, den der Drache über das Ungeborene gesprochen haben mochte. In einer stillen Stunde würde er den Körper des Kinds mit einer Lupe untersuchen und es an einem der nächsten Tage zu einem verschwiegenen Hellsichtmagier bringen.

»Sie ist nicht entstellt«, blaffte die beleibte Tsageweihete. »Zehn Finger, zehn Zehen, alles dran. Ein gesundes Mädchen.«

»Dann seid doch nicht so eine Kratzbürste!« Ladovico schmatzte ihr einen Kuss auf die schwabbelige Wange.

Empört neigte sie sich zur Seite, konnte aber mit dem Säugling auf den Armen nicht allzu weit ausweichen.

»Lass den Unsinn«, forderte Vascal.

»Ja, Großer«, fügte sich Ladovico schalkhaft. Er überragte seinen älteren Bruder um einen halben Kopf.

Der Grund für Lizianas schlechte Laune lag darin, dass sie die Geburt des Kinds bis hinter das Ende der Namenlosen Tage hatte verzögern müssen. Es hatte zu befürchten gestanden, dass Leomara schon gestern, vielleicht gar vorgestern gekommen wäre. Der Belastung, die Pressverbände und bitteres Kräuterwasser bedeuteten, setzte eine Tsageweihete die Mutter und das Kind nur ungerne aus – egal, wie schön die Eidechsenstatue, die ihrem Tempel gespendet werden sollte, auf der Entwurfsskizze aussah.

Janeto, der oberste Diener des Hauses, stand in der Tür. Mit einem direkten Blick aus den dunklen Augen unter den buschigen, weißen Brauen erregte er Vascals Aufmerksamkeit.

Vascal bat mit einer knappen Geste um Geduld.

Janeto legte die behandschuhten Hände übereinander und blieb neben dem Türpfosten stehen, trotz der festlichen Gewandung unauffällig wie ein Schatten. Nicht zum ersten Mal überlegte Vascal, dass die Fähigkeiten eines guten Dieners große Überschneidungen mit denen eines Spions aufwiesen.

»Sprechen wir den Segen«, lud Vascal seinen Bruder und Liziana ein.

Leomara wurde auf den Altar gelegt, vor die Familienfiguren. Sie schmatzte und sah sich mit neugierigen blauen Augen um.

Die drei Geweihten hielten ihre Hände über sie.

»O Herrin Rahja«, riefen sie die Schutzgottheit der della Rescatis an, »seht dieses Kind, ein Geschenk der ewig jungen Tsa! Bitte behütet es, denn es ist unschuldig und schutzlos gegen das Böse. Leitet und segnet es, auf dass es den Weg zu Euch und Euren Geschwistern finde.«

Ladovico ließ einige Rosenblätter auf Leomaras Gesicht regnen. Sie schienen das Mädchen zu kitzeln, es kicherte.

Diese Fröhlichkeit steckte die Versammelten an. Gelächter lief durch die Menge, die sich inzwischen so weit aufgelockert hatte, dass Vascal einen Blick auf seine Schwester erhaschen konnte. Stella nickte ihm zu, es ging ihr gut.

Vascal winkte Janeto heran.

Kaum merklich schüttelte der grauhaarige Diener den Kopf. Offenbar riet er davon ab, das, was er zu sagen hatte, inmitten der Gesellschaft vorzutragen.

Mit gerunzelter Stirn folgte ihm Vascal in den ovalen Vorraum, wo ein Spieltisch zu gesitteten Vergnügungen einlud. Auch hier hielten sich Gäste auf, aber sie standen zu zweit oder zu dritt zusammen und besprachen Dinge, von denen sie wollten, dass niemand anderes sie hörte.

Janeto hob die Hand vor die Lippen, damit man nicht davon ablesen konnte. »In der Empfangshalle wartet Besuch auf Euch, Grazioso Vascal.«

»Jetzt? Ich meine: heute?«

»Die Damen scheinen im Auftrag der Krone zu kommen.«

In diesem Fall war tatsächlich nicht daran zu denken, sie zu bitten, ein andermal vorstellig zu werden.

Vascal verließ das Spielzimmer und stieg die geschwungene Freitreppe in die Empfangshalle hinunter. Auf dem Bodenmosaik, das weiße Rösser zeigte, die durch Rosen galoppierten, standen zwei schwarz gewandete Gestalten. Die Umhänge und die breitkrepmpigen Hüte verhüllten sie so gründlich, dass Vascal sie erst als Frauen erkannte, als er unten ankam.

Die rechte war blond, was aber kaum zu sehen war, weil der Großteil ihres streng gebundenen Haars unter der Kopfbedeckung verschwand. Die andere hatte ihre brünetten Locken gestutzt, bevor sie die Schultern erreichten. Sie war untersetzt und auch im Gesicht füllig. Ihr linker Arm war knapp über dem Ellbogen abgetrennt, der Ärmel ordentlich nach oben gefaltet und mit einer silbernen Ziernadel festgesteckt. Beide trugen Rapier und Parierdolch, obwohl die Eineinhalbarmige natürlich nur eine der beiden Waffen zur Zeit benutzen könnte.

»Ich bin Vascal della Rescati«, stellte er sich vor.

»Das wissen wir.« Die Einhändige reichte ihm eine Visitenkarte. In das feste, ockerfarbene Papier war ein Adler so tief eingestanz, dass man ihn fühlen konnte. Darunter stand der Name *Barettona Tirelli* in verschnörkelten Lettern. Ihr Titel – *Inspectorin* – und ihr Arbeitgeber – *Orden vom Goldenen Adler* – waren funktionaler gedruckt.

»Angenehm«, log Vascal. »Und Ihr seid ...?« Er sah die Blondine an.

»Nur eine Assistentin«, bekam er zur Antwort. »Bitte spricht mit Signora Barettona.«

»Und worüber soll ich mit Euch sprechen?«

»Nicht hier«, beschied die Inspectorin. »Sicher gibt es einen ruhigen Nebenraum, in dem wir ungestört sind. Das erspart uns den Weg in die Amtsstube.«

»Ich bin nicht in der rechten Stimmung.« Vascal zeigte die Treppe hinauf. »Gerade bin ich zum dritten Mal Onkel geworden.«

»Ich gratuliere«, sagte Barettona ohne jedes Gefühl in der Stimme. »Wir werden unser Gespräch kurz halten.«

Vascal ärgerte sich darüber, dass er sich vor seiner Rückkehr in seine Heimatstadt nicht darüber informiert hatte, über welche Macht die Königin hier derzeit verfügte. In Kuslik schwankte das ständig, je nachdem, welche Patrizier sie gerade unterstützten. Innerhalb einer Stunde könnte er diese Wissenslücke schließen, um dann zu entscheiden, bis zu welchem Grad Trotz angebracht war. Aber die beiden wirkten nicht so, als würden sie ihm diesen Aufschub gewähren.

Die angebliche Assistentin musterte das neue Fresko, das über der Treppe aufgetragen war. Es zeigte die Gesandtschaft bei Shafir dem Prächtigen. Der Maler und seine Gehilfen hatten ihr Möglichstes gegeben, waren aber an der Imposanz der Tropfsteinhöhle gescheitert. Dass sie den Kaiserdrachen gar nicht erst abgebildet hatten, war eine weise Entscheidung. Der Betrachter schien auf seinem Hals zu sitzen, rechts und links waren die Hörner als dornenartige Schattenrisse angedeutet, unten das Haupt.

Wesentliches Motiv waren die Gesandten. Fürstin Kusmina in ihrem Schuppenmantel war natürlich prominent abgebildet, und nahezu ebenso groß Stella. Im Kontext des Bilds war ihr stolzer und erwartungsvoller Blick auf den Drachen gerichtet. Zugleich

lag in dieser Richtung auch der Eingang des Hauses, sodass jeder Besucher als Erstes dieses Antlitz sah, wenn er den Palazzo betrat.

Die weiteren Gesandten – die Maga, der Magister und der Hohe Lehrmeister – waren wesentlich kleiner dargestellt. Als Vorwand dafür mochte die Entfernung herhalten. Von den Begleitern war nur Vascal mehr als ein Schatten.

»Fürstin Kusmina Galahan ist gut getroffen«, befand die angebliche Assistentin. »Gibt es in diesem Hause auch ein ebenso prachtvolles Gemälde unserer gnädigen Majestät, der Königin?«

Die beiden meinten es wirklich ernst, wenn sie so direkt vorgingen! »Habt Ihr Vollmacht, mich zu verhören? Von einem Richter vielleicht?«

»Von einem Verhör kann keine Rede sein«, wiegelte Barettona ab. »Diesmal sind wir noch inoffiziell hier. Wir unterhalten uns nur.«

»Natürlich können wir auch wieder gehen«, versicherte die Blonde. »Falls es wirklich das ist, was Ihr wünscht.« Ihre gesamte Körperhaltung drückte aus, dass sie das für eine sehr schlechte Idee hielt.

Vascal verbeugte sich. »Wenn Ihr mir folgen wollt ...« Er ging voran zu einer Doppelflügeltür.

Das Mosaik müsste bei Gelegenheit erneuert werden, dachte er. Einige Steinchen waren gesprungen, manche fehlten sogar. Aber es war schwierig, Ersatz in genau den fehlenden Farben zu bekommen. Vor allem das spezielle Rot der Rosen war selten.

Sie betraten den Kutschraum. Durch ein jetzt geschlossenes Tor konnte das Gefährt hier hereinfahren, sodass die Passagiere es trockenen Fußes verlassen und das Haus betreten konnten. An der Deichsel fanden vier Rösser Platz, aber momentan war sie abgespannt. Aus dem Stall, der sich an der anderen Seite der Kutsche befand, erklang Schnauben.

Vascal öffnete die Kutsche, klappte das dreistufige Treppchen aus und deutete einladend hinein.

Dass die Blonde vor der Einhändigen ihren Platz wählte, nährte seinen Zweifel daran, dass sie wirklich von niedrigerem Rang war.

Er entzündete eine bereitstehende Laterne, weil er die Gesichter der beiden beobachten wollte, während er mit ihnen redete, folgte ihnen hinein, setzte sich auf die freie Bank – mit dem Rücken zur Fahrtrichtung, wie es normalerweise die im Rang tiefer Stehenden taten – und zog die Tür zu.

»Erinnert Ihr Euch an einen gewissen Cavalo di Murito?«, fragte Barettona.

»Der Name sagt mir rein gar nichts.«

»Denkt bitte nach. Er ist Mitglied der Loge des goldenen Weinlaubs, die Ihr gegründet habt.«

»Zu diesen Leuten pflege ich seit Jahren keinen Kontakt mehr.«

»Das hoffen wir«, versicherte die Inspectorin. »Das aktuelle Register dieser Loge verzeichnet Euch jedoch als Maestro Corporum. Was hat es mit diesem Rang auf sich?«

Der *Meister der Leiber*. Ein klangvoller Name dafür, dass Vascal ein Vetorecht dazu besaß, welcher Körper, also welches Mitglied, sich wo aufhalten durfte. Dieses Privileg hatte er sich bei jeder Neugründung gesichert, nachdem ihm eine Furie mit Zeterstimme die Treffen einer Loge so sehr verleidet hatte, dass es zu einer Spaltung gekommen war.

Vascal entschloss sich, die Frage zu ignorieren. Niemand würde erwarten, dass er Interna einer Geheimgesellschaft einfach so ausplauderte. Damit hätte er sich vielleicht sogar verdächtig gemacht. »Was hat dieser ... wie heißt er?«

»Cavalo di Murito«, half die angebliche Assistentin.

»Was hat er angestellt? Ein Spottbild gemalt? Oder ein respektloses Theaterstück gegen die Königin geschrieben?« Eine kritische

Gesinnung gegenüber der Obrigkeit traf man unter Freidenkern häufig an, und auch bei der Gründung seiner Logen hatte Vascal niemals ganz die Neigungen abgelegt, die seine kunstverständige Familie ihm anerzogen hatte.

»Nein«, sagte Barettona kühl. »Es geht um Spionage und Verrat. Dieses Subjekt hat mit einigen Novadis gemeinsame Sache gemacht und ihnen Informationen geliefert, die sie brauchten, um Berditto Berlínghan zu entführen. Er hat sogar die Abfahrt eines Lustbootes verzögert, damit diese Infamie gelingen konnte.«

Vascal zwang sich, ruhig nachzudenken. Es wäre besser gewesen, auf die Laterne zu verzichten. In ihrem Schein mochte seine Miene zur Verräterin werden.

Zwar war er sich – was diese Angelegenheit anging – keiner Schuld bewusst. Er kannte diesen Cavalo wirklich nicht. Aber die Berlínghans waren eine der bedeutendsten Familien des Königreichs. Ihre Ahnenlinie war bis in die älteste Kaiserzeit dokumentiert. Es machte nervös, mit einem Verbrechen gegen dieses mächtige Haus in Verbindung gebracht zu werden.

»Berditto ist lediglich ein Spross einer Seitenlinie«, erklärte Barettona. »Deswegen konnten wir bislang verhindern, dass die Sache ruchbar wird. Aber die Lösegeldforderung ist unverschämt hoch. Wenn sie erfüllt werden sollte, wird das einem Buchhalter auffallen.«

Vascal mahnte sich zur Vorsicht. Keinesfalls durfte er eine noch so kleine Mitschuld eingestehen. Ansonsten käme die Krone vielleicht auf die Idee, der Familie della Rescati nahezu legen, sich an den Kosten dieser Angelegenheit zu beteiligen. Sowohl bei einer Befreiung – für die man Bewaffnete dinge n müsste – als auch, erst recht, bei einer Zahlung der verlangten Summe konnte das die ohnehin nahezu leeren Schatullen überfordern.

»Das ist sehr bedauerlich«, sagte Vascal knapp.

»In der Tat«, stimmte die angebliche Assistentin zu.

Vascal schwieg.

Die beiden schwiegen.

Vascal schwieg weiter.

Schließlich räusperte sich Inspectorin Barettona. »Meine Visitenkarte habt Ihr ja. Kommt heute Nachmittag vorbei. Wir wollen Euch diesem Cavalo di Murito gegenüberstellen.«

»Das wird nichts nützen, da wir uns nicht kennen.«

Missbilligend schüttelte die Assistentin den Kopf.

»Dennoch werde ich es gern einrichten«, versicherte Vascal, »und Euch auf diese Weise unterstützen, wenn Ihr es denn durchaus als hilfreich erachtet.«

»Wir erachten«, bestätigte Barettona. »Darüber hinaus würden wir es gern sehen, wenn Ihr Kuslik vorläufig nicht verlassen würdet.«

»Ich verstehe«, entgegnete Vascal frostig.

Das war keine Zustimmung. Er hatte damit lediglich bestätigt, die Bedeutung der Worte erfasst zu haben, nicht aber, sich auch nach ihnen zu richten.

Vascal steckte in Schwierigkeiten, seine Vergangenheit holte ihn ein. Die Frage war nur, ob ein Zufall ihm diese Unannehmlichkeit bescherte, oder ob einer der zahlreichen Feinde dahintersteckte, die er sich in den Logen gemacht hatte. Es war an der Zeit, wertvolle Beziehungen zu nutzen, vor allem aber gefährliche Verbindungen gründlich zu kappen. Das würde viel Zeit kosten, die Vascal lieber in die Erweiterung seines Wissens gesteckt hätte. Aber das Netz seiner Kontakte war zu weit verteilt und zu wirr, als dass er hoffen dürfte, sich nicht darin zu verheddern. Im Grunde konnte er von Glück sagen, dass es so lange gut gegangen war. Jetzt musste er handeln.

*Kuslik,
dreißigster Tag im Frostmond, vor fünf Jahren*

Beim Wintermaskenball durfte Leomara della Rescati genauso lange aufbleiben wie die Erwachsenen. Das fand sie nur gerecht, schließlich hatte sie artig Mittagsschlaf gehalten und beim Abendmahl ohne Zappeln auf ihrem Stuhl gesessen. Außerdem war sie schon fünfeinhalb und überhaupt nicht müde.

Der Palazzo sah ganz anders aus als an anderen Tagen. Alle Türen standen offen, aber überall hingen weiße Stoffbahnen. Nie hatte Leomara so gut mit ihrer Schwester Vidora Fangen spielen können. Sie quietschte vor Vergnügen, während sie zwischen den Beinen der Erwachsenen, den Schleiern und den Möbeln umherflitzte. Ihr Bruder machte natürlich nicht mit. Mit Ausnahme von Leomaras Vater, an dessen Bauch sie gut kuscheln konnte, waren alle Jungs doof.

Vorsichtig zog Leomara eine Stoffbahn zur Seite, die vor dem Durchgang vom ovalen Saal zur Empore des Empfangssaals hing. Sie vermutete Vidora dahinter, aber ihre Schwester überraschte sie, indem sie hinter Leomaras Rücken kreischte und mit vorgestreckten Armen zwischen den Erwachsenen auf sie zugerannt kam. Vidora war als Adler verkleidet, ihre rauschenden Federn und die gelb angemalten Hände sahen fantastisch aus.

Leomara kreischte ebenfalls und flüchtete auf die Empore. Sie rammte ein Paar Beine in einer schwarzen Hose, prallte ab und fiel auf den Po. Trotz des Marmorbodens tat sie sich nicht weh, weil sie das beste Kostüm auf dem ganzen Maskenball trug. Leomara war ein Einhorn, aber ein sehr pummeliges, wegen der überall eingearbeiteten Kissen. Dadurch war sie gut gepolstert.

Sie hatte Janeto gerammt, den uralten Hausdiener. Freundlich lächelte er Leomara an. Weil er nicht zu den Gästen gehörte, trug

er auch keine Maske. Wenn andere Kinder zu Besuch kamen, ängstigten sie sich oft vor seinen buschigen Augenbrauen, aber Leomara wusste, dass er nett war.

Auch jetzt beugte er sich herab und reichte ihr die Hand. »Darf ich Euch aufhelfen, Signorina?«

Leomara warf einen skeptischen Blick auf Vidora, die aber unentschlossen im Durchgang verharrte. Also konnte sie so würdevoll aufstehen, wie das einem pummeligen Einhorn eben möglich war.

Sie überlegte, ob sie sich bei Janeto entschuldigen sollte, aber der war ja nur ein Diener. Außerdem war Leomaras Kostüm ausgesprochen flauschig, sogar das hellgraue Horn auf ihrer Stirn bestand aus weichem Stoff. Sie konnte ihm nicht wehgetan haben.

Leomaras Mutter stand ebenfalls auf der Empore, nahe der obersten Treppenstufe. Sie war schlank und elegant und trug ein schneeweißes, enges Kleid und Handschuhe aus dem mit schwarzen Kringeln gemusterten Fell einer Raubkatze und war die schönste Frau der Welt. Wenn sie groß war, wollte Leomara genauso aussehen wie ihre Mutter. Man hatte ihr gesagt, dass das möglich war, weil Kinder ihren Eltern immer ähnelten. Das hatte Leomara Vidora erzählt, und sie hatten sich gestritten, weil sie schließlich beide Töchter ihrer Mutter waren, aber später als Erwachsene nicht gleich aussehen wollten. Aber vielleicht käme es gar nicht so schlimm. Immerhin war Vidora viel älter als Leomara, ganze fünf Jahre. Gut möglich, dass sie schon lange tot wäre, wenn Leomara erwachsen würde.

Als vornehme Dame – Cavalliera und außerdem die Herrin dieses Hauses – trug Leomaras Mutter beim Winterball natürlich eine Maske. Die verbarg den Bereich um die Augen und lief nach außen in Zacken aus, ein bisschen wie die Flügel einer Fledermaus. Kristallstaub, der in allen Regenbogenfarben schillerte,

bedeckte sie. Das Interessante daran war, dass diese Farben wanderten, sobald Leomaras Mutter den Kopf bewegte.

Jetzt wandte sie ihn ein wenig, um von Leomara zu Vidora zu sehen. Ihre Unterlippe zuckte – ein sicheres Anzeichen dafür, dass sie ein bisschen böse war, aber nicht so böse, dass sie Stubenarrest verhängen würde –, und sie schüttelte den Kopf.

Vidora schlurfte mit hängenden Schultern zu Leomara. Jetzt sah sie weniger aus wie ein Adler als wie eine braune Taube nach einem erschöpfenden Flug. »Heute Abend spielen wir wohl besser nicht mehr Fangen.«

Leomara sah sich um. Überall standen die Erwachsenen beisammen. Die meisten trugen, wie ihre Mutter, Masken, die nur den Bereich um die Augen verbargen, manche aber auch Larven, die das gesamte Gesicht bedeckten. Damit konnte man natürlich weder essen noch trinken, aber sie sahen viel interessanter aus. Einer war ein Achaz mit grünen Schuppen, ein anderer ein Werwolf mit struppigem Fell und auch einen Vogel mit armlang vorkragendem Schnabel hatte Leomara entdeckt. Am besten gefiel ihr der dickliche Mann, der die Maske einer lieblichen Fee mit geröteten Wangen trug. Er hatte sogar durchscheinende Schmetterlingsflügel auf dem Rücken und konnte Sternchen aus einem Beutel verstreuen, die klingelten, wenn sie auf den Boden fielen.

»Was wollen wir denn dann spielen?«, fragte Leomara.

Im Spielzimmer hinter der Empore gab es nur Spiele für Große, also Karten, Würfel und schwierige Sachen, die man mit Mammutonfiguren auf gemusterten Brettern spielte und bei denen man zwischen den Zügen lange nachdachte und traurig aussah. Natürlich könnten sie das Kinderspielzimmer mit den Puppen und den Rätselfiguren benutzen, die Onkel Vascal immer schickte. Aber dann würden sie das Besondere des Maskenballs verpassen.

Während Vidora überlegte, breitete sich ein Murmeln unter den Erwachsenen aus, in das sich überrascht klingende Rufe mischten. Die Männer und Frauen zeigten auf das Gemälde von der Gesandtschaft beim prächtigen Shafir, das die Wand über der Freitreppe einnahm. Letzte Woche war ein Maler gekommen und hatte Leomaras Mutter in diesem Bild mit demselben Kristallstaub veredelt, der heute auch ihre Maske bedeckte. Fasziniert hatte Leomara dem Mann im weißen Kittel zugesehen, wie er auf der Leiter gestanden und den Staub mittels eines Rohrs auf die Wand gepustet hatte. Damit er wirklich nur auf Leomaras Mutter kleben blieb, hatte er vorher den Umriss dieser Figur in einem Laken ausgeschnitten, das er vor das Bild gehängt hatte.

Aber die Aufmerksamkeit der Erwachsenen galt nicht der Verfeinerung des Gemäldes, obwohl viele von ihnen zu Beginn des Abends anerkennende Bemerkungen dazu gemacht hatten. Das konnte Leomara gut verstehen, denn bei dem Wandbild tat sich Spektakuläres: Es brannte.

Nicht das ganze Bild. Aber über die gesamte Breite von der im Halbschatten stehenden Figur von Onkel Vascal und auf der anderen Seite über die Fürstin Kusmina in ihrem Schuppenmantel hinaus züngelten Flammen. Sie bildeten drei Reihen. Während die einzelnen Flammen klein blieben – wie bei einer Laternenflamme mit langem Docht –, breiteten sich die brennenden Linien immer weiter aus und gruppierten sich zugleich. Leomara erinnerte das daran, wie sich die Erwachsenen bei den Hoftänzen zusammenfanden, bei denen sie letzte Woche hatte zuschauen dürfen, als der Tanzlehrer den Palazzo besucht hatte. Lustig hatte Leomara gefunden, dass dieser Tanzlehrer die ganze Zeit mit den Erwachsenen geschimpft hatte.

Leomara war sich nicht sicher, ob die Gäste des Winterballs jetzt ebenfalls schimpften. Jedenfalls riefen sie immer lauter.

Die Flämmchen ordneten sich zu Strichen und Schnörkeln. Das waren Buchstaben!

Leomara lernte noch nicht lange lesen. Sie kannte erst wenige Schriftzeichen. Sie zupfte ihre Schwester am gefiederten Arm.

»Was steht da?«

»Echs...«, setzte Vidora an. »Echsenm... m...«

»Was denn jetzt? Du bist doch schon alt und kannst lesen!«

»Das ist ganz undeutlich geschrieben!«, verteidigte sich Vidora.

»Außerdem verwischen die Flämmchen alles, weil sie nach oben züngeln. Als wenn ein Tollpatsch mit dem Ärmel über nasse Tinte wischt.«

»Echsenmetze!«, empörte sich ein Gast mit einer Maske, die mit rosafarbenen Federn verziert war. »Drachendirne! Shafirsklavin!«

Mit gerunzelter Stirn – es war wichtig, die Stirn zu runzeln, wenn man sich konzentrierte, das machten die Erwachsenen auch immer – versuchte Leomara, die Buchstaben, die sie kannte, in den drei Flammenreihen zu finden. Was der Gast gerufen hatte, mochte tatsächlich dort stehen.

Die Rufe schwollen weiter an. Einige Gäste schubsten sich gegenseitig, andere sprachen aufgeregt miteinander. Leomaras Mutter stand starr wie eine Statue.

»Skandal!«, rief jemand.

»Offenbarung!«, ein anderer.

»Steht das Haus della Rescati zur Königin? Oder doch zur Fürstin?«

»Oder zu jemand ganz anderem! Zu einem Geschuppten!«

»Der Prächtige ist ein Freund der ...«

»Niemand weiß, was für Pläne in einem gehörnten Schädel ...«

»Verschwörung!«

Leomara bekam Angst. Zwar war ihr Kostüm gut gepolstert, aber wenn Erwachsene aufeinander losgingen, brauchte man eine Rüstung aus Eisen, sonst starb man. Das hatte ihr Bruder ihr erklärt.

Sie lief zu ihrer Mutter.

Bevor sie diese erreichte, geschah etwas Seltsames.

Ihre Schritte wurden langsamer, getragener. Leomaras Ellbogen hoben sich, sie stemmte die Fäuste in ihre flauschigen Hüften und drückte ihre Brust heraus. Aus ihrem Mund rollte ein tiefes Lachen.

»Das gelingt besser, als man hoffen durfte.« Ihre Stimme war so dunkel wie die von Großonkel Iotello, einem Mann, den alle mochten, vielleicht, weil er so dick und gemütlich war.

Die Menschen um Leomara verstummten und wichen von ihr zurück. Alle sahen sie an, auch ihre Mutter.

Unsichtbare Finger zerrten an Leomaras Wangen und an ihrem Kinn, kneteten ein breites Grinsen in ihre Miene. »Ich bin mein Silber wirklich wert.« Ihre Zunge sprach diese Worte, ohne dass sie zuvor im Verstand des Mädchens gewesen wären. Leomara fühlte sich wie eine Handpuppe, mit der jemand anderes spielte.

Die Erwachsenen bildeten eine Gasse für sie. Das gefiel ihr. Der Puppenspieler ließ sie zur Treppe schreiten.

»Als Hofgauler verspotten sie uns, aber sie selbst durchschauen noch nicht einmal eine simple Illusion!« Ein finsternes Lachen quoll aus ihrem Mund. »Nun, von dieser Gaukelei«, eine weite Geste riss Leomaras rechten Arm herum, sodass er auf die Flammenschrift deutete, »wird gewiss etwas hängen bleiben! Sie werden tuscheln, intrigieren, verdammen. Man braucht sie nur ein wenig anzufüttern, die feinen Leute, dann werfen sie mit Vergnügen den dreckigsten Schlamm aufeinander. Wer lacht zuletzt, wer lacht besser? Der Gaukler oder der Patrizier? Stella della Rescati jedenfalls ...«, Leomara wirbelte so

rasant auf der Treppe herum, dass sie fürchtete, die Stufen hinunterzufallen, stand aber sicher wie eine Schlafwandlerin, »... diese Cavalliera wird nun viel damit zu tun haben, den Schaden an ihrem Ruf zu begrenzen. Und so wird ihr die Zeit fehlen, meinem großzügigen Gönner in die Quere zu kommen.«

Leomara sah, wie eine Dame in einem perlenbestickten Kleid mit ihrem Fächer das Sonnenrad, das Zeichen des Herrn Praios, in ihre Richtung schlug.

Der Puppenspieler ließ das Mädchen seinen Weg die Treppe hinunter fortsetzen. »Ich bin wirklich eine exzellente Investition. Der Gaukel-Magier bringt mehr ein als der angesehenste Gelehrte! Merkt euch das, ihr Hochnäsigen.«

Ein Mann in einem roten Mantel, der eine weiße Maske mit einem gebogenen Schnabel trug, rannte zur Haustür. Leomara sah noch, wie sich ihm zwei Männer, die Stoffbahnen um ihre Köpfe gewickelt hatten, entgegenstellten. Dann wurde ihr schwarz vor Augen, als hätte jemand in einem geschlossenen Raum die letzte Kerze ausgepustet. Der Puppenspieler ließ von ihr ab, und mit ihm verließ sie auch die Kraft. Sie merkte, wie ihre Knie nachgaben.

Als ihr Denken wieder einsetzte und sie die Lider aufschlug, wurde Leomara getragen. Janeto hielt sie auf den Armen. Besorgt sah der Diener sie an. »Sie ist wach.« Er blieb stehen.

Es war ihr peinlich, dass sich die Erwachsenen um sie versammelten. Die Masken gefielen ihr jetzt überhaupt nicht mehr. Sie gaben den Blicken, mit denen man sie musterte, etwas Starres.

»Lass mich runter«, bat sie den Diener.

Janeto stellte sie auf die Füße.

Leomara sah den Mann mit dem roten Mantel auf einem Polsterstuhl sitzen. Die Maske trug er nicht mehr, deswegen erkannte

sie die Wut in seinem Gesicht, als er zu ihr herübersah. Sein linkes Auge war geschwollen, vor ihm standen mehrere Erwachsene, die wachsam auf ihn hinabblickten.

»Ein Magier aus Grangor«, wisperte jemand. »Was für eine Schande für die Accademia Mysteria Arcana Illusiones Phantasmagorique!«

Janeto ging vor Leomara in die Hocke und drückte ihre Arme. Sie spürte es durch ihr Kostüm hindurch. »Geht es dir gut, Mädchen?«

Leomara nickte. Sie wollte nur nicht, dass alle sie anstarrten. Ihr Gesicht wurde heiß, was wohl bedeutete, dass ihre Wangen knallrot wurden. Wenn ihr Bruder sie so sähe, würde er sie wieder Radieschen nennen.

Die Gäste machten Platz für Leomaras Mutter. Auch sie hockte sich vor Leomara. Janeto zog sich mit einer Verbeugung zurück.

Das bunte Schillern auf der Augenmaske erinnerte Leomara an ein Stück Eis, in dem sich Sonnenstrahlen gebrochen hatten. Onkel Vascal hatte ihr erklärt, wieso Licht bunt werden konnte und dass das auch in einem Regenbogen passierte, aber in dem Stück Eis ließ es sich besser beobachten. Leomara hatte ihn in Grangor besucht. Ihre Mutter wollte nicht, dass Onkel Vascal zu ihnen nach Kuslik kam. Das hatte etwas mit seinem Ruf zu tun.

Ihre Mutter streichelte Leomaras Wangen auf dieselbe Weise, auf die sie manchmal über die Rahmen ihrer wertvollsten Bilder strich. »Grandezza«, flüsterte sie.

*Kuslik,
dritter Tag im Schlachtmond, vor vier Jahren*

In Stellas Briefen hatte kein einziges unwahres, noch nicht einmal ein übertriebenes Wort gestanden. Und auch alles, was man Vascal della Rescati in den vergangenen zwei Tagen im Palazzo der Familie berichtet hatte, traf zu. Mit Recht sprach man auch in Grangors Logen von Leomara. Nur der Umstand, dass die Geschichten über sie nicht von all den erfundenen Erzählungen unzähliger Hochstapler zu unterscheiden waren, konnte erklären, dass nicht die Gelehrten aus dem gesamten Königreich zusammenströmten, um ihren Visionen beizuwohnen.

Wie die Dinge lagen, waren es exklusive Zusammenkünfte, bei denen Leomara ihre Verbindung zur Welt des Übersinnlichen unter Beweis stellte. An diesem Nachmittag, im Keller eines nicht übermäßig prächtigen Patrizierhauses, gab es außer Stella und Vascal nur sieben Zeugen. Sechs von ihnen waren Magier, der Letzte ein Gnom mit Ohren, so groß wie Vascals Hände, der getreulich aufschrieb, was gesprochen wurde.

»*Brennen, brennen!*«, intonierte Leomara mit tiefer Stimme.
»*Erniedrigend ist dieser Dienst, und doch ein Genuss.*«

Die Hände zu Klauen verkrampft, die gebogenen Arme abgewinkelt, wirbelte sie durch den Raum. Den Kreis aus Schutzsymbolen, den einer der Magier um sie gezogen hatte, ignorierte sie. Sie rannte zu einer der aus Bruchsteinen gefügten Mauern, sprang, stieß sich mit beiden Füßen ab, landete mit katzenhafter Geschmeidigkeit, wechselte die Richtung und lief weiter.

Die Magier hatten Schwierigkeiten, ihre Würde zu wahren, während sie aus dem Weg sprangen. Sie alle trugen Tuniken, wie der Codex Albyricus sie für Beschwörungen vorschrieb, hemdartige Gewänder, die bis zu den Knien reichten und deren Ärmel

